Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes

Heft 22 1937

Erscheint
vierzehntägig
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.
frei Haus

Aufnahme:
Agfa-Bildarchiv

Inhalts-Uebersicht

Können Eltern Kameraden sein?
Von Dr. Hans Hajek
Seite 760

★

Von einem der es „besser“ hat
Von Albrecht Schäfer
Seite 763

★

Aus alt wird neu! / Von Ursula Scherz
Seite 766

★

Klaus Berns / Von Fritz Pferdmenges
Seite 767

★

Katzenjagd / Von Ursula Scherz
Seite 768

★

Kleine Mutter / Von Gerd Prager
Seite 769

★

Nachlese Turnübungen / Von Erwin Jäkel
Seite 771

★

„Nännah“!
Von Alice Weiß-v. Rucketeschell
Seite 772

★

Das Kind und sein Bilderbuch
Von Heinz Rahms
Seite 774

★

Sprechbilder / Von Käthe Altwallstädt
Seite 778

★

Elternsorgen
Seite 780

★

Morgentoilette / Von Anni Weber
Seite 782

★

Was können unsere Kinder werden?

Wäscherinnen und Plätterinnen
Seite 783

★

Kaufmannsgehilfen
Seite 786

★

Kinderwarte / Kurzweil am Feierabend
Mitteilungen

★

Mitteilungen

Die Höhe des Sammellohns für Kastanien

Um die Kastanienernte möglichst restlos der Rohstoffverwertung zuzuführen, haben die in Frage kommenden amtlichen Stellen beschlossen, die Kastanien durch die Schulen und Zentralsammelstellen sammeln zu lassen. Einzelheiten darüber werden örtlich bekanntgegeben. Als Sammellohn wird im Einvernehmen mit dem Reichskommissar für Preisbildung ein Entgelt von 1,50 RM. für den Doppelzentner bei der Ablieferung an die Schulen und 2 RM. bei unmittelbarer Ablieferung an die Zentralsammelstellen und für den Händlerzuschlag 1 RM. für 100 Kilogramm, der bei Waggonladungen von 10 Tonnen aufwärts auf 1,40 RM. für 100 Kilogramm gesteigert werden darf, als angemessen betrachtet. Das Sammelentgelt wird auch sonstigen Sammlern bei Ablieferung an Schulen und Zentralsammelstellen gewährt. Die Ueberwachung sämtlicher Maßnahmen auf diesem Gebiete liegt beim Amt für deutsche Werk- und Rohstoffe.

★

Streit um das Züchtigungsrecht gegenüber fremden Kindern

Folgender Fall hat sich abgespielt: Ein Kleingartenbesitzer hatte auf seinem Stückchen Land einen jungen Apfelbaum — einen Sommer-Calvill — der in diesem Jahr einen einzigen, wunderschönen Apfel trug. Die ganze Familie liebkoste seit Wochen diesen Apfel mit zärtlichen Blicken; Ernte und Verzehren der Frucht sollten eine Freude werden. Wer selbst ein Stückchen Garten besitzt, kann diese Freude am Wachsen einer Frucht verstehen.

Was aber geschieht? Als der Gartenbesitzer eines Tages in den Garten kommt, faßt er den zehnjährigen Sohn des Nachbarn gerade beim Pflücken des Apfels ab. Der empörte Mann quittiert diese Frechheit des Jungen mit einer Ohrfeige.

Nun aber erhob sich der Streit der Meinungen. Voran ging der Vater des kleinen Diebes, der mit einer Anzeige drohte. Dagegen erwiderte der Bestohlene, daß der Junge als ungezogen und unerzogen bekannt sei; und wenn er den Bengel bei einer Ungezogenheit oder Sachbeschädigung ertappt, so verabfolgt er ihm auf frischer Tat eine Strafe. Basta!

Nein, sagen Nachbarn, das Recht einer körperlichen Züchtigung steht allein den Eltern zu.

Das wäre ja gelacht, sagen die anderen Nachbarn; wenn so ein ungezogener Bengel gleich nach der Tat ein paar Hiebe bekommt, so geschieht diese Züchtigung zugleich in Belangen der Öffentlichkeit. Wir hätten es genau so gemacht!

Und was sagt das Kammergericht? Es hat in einem ähnlich liegenden Fall das Züchtigungsrecht des Erwachsenen gegenüber fremden Kindern bejaht. In der Urteilsbegründung heißt es: „Der erwachsene Tatzeuge, der an sich nicht erziehungsberechtigt ist, darf im öffentlichen Interesse die Ungehörigkeit eines Kindes — sogar gegen den Willen des Erziehungsberechtigten — alsbald ahnden. Es handle sich bei einer solchen Züchtigung lediglich um eine im Rahmen des im § 127 I der Strafprozeßordnung (vorläufige Festnahme auf frischer Tat) zum Ausdruck kommenden Rechtsgedankens liegende Schutzmaßnahme der Gesellschaft gegen einen die gesellschaftliche Ordnung störenden Angriff eines Kindes.“

Der Gartenbesitzer war also durchaus im Recht. Offen bleibt allerdings die Frage, ob man nicht mit ein paar ernsten, väterlich mahnenden Worten mehr erreicht hätte. Die Prügel werden in diesem zur Meinungsäußerung stehenden Fall in dem Jungen wahrscheinlich nur Trotz wecken, der durch den Beistand des Vaters nur noch verstärkt wird.

Der Gartenbesitzer war durchaus im Recht. Vielleicht aber ist es in solchen Fällen mitunter richtiger, nicht gleich im ersten Zorn loszuschlagen, sondern doch noch ein wenig den Humor zu behalten.

Es gibt ein Gedicht, das der Dichter Theodor Storm bei gegebener Veranlassung als Inserat erschienen ließ:

„Die verehrlichen Jungen, welche heuer
meine Aepfel und Birnen zu stehlen
gedenken,
ersuche ich höflichst, bei diesem Vergnügen
womöglich insoweit sich zu beschränken,
daß sie daneben auf den Beeten
mir die Wurzeln und Erbsen nicht zertreten!

Eltern, benutzt die pädagogische Sprechstunde der „Reichs-Elternwarte“

Auskunft für unsere Bezieher kostenlos!

Reichs-Elternwarte

Heft 22 1937

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NSLB.
durch Regierungsdirektor Heinrich Sielmeier

Mutti liest vor

Aufnahme:
Atlantic-Photo

Ich messe den Erfolg unserer Arbeit nicht am Wachsen unserer Straßen. Ich messe ihn nicht an unseren neuen Fabriken, ich messe ihn auch nicht an unseren neuen Brücken, die wir bauen, auch nicht an den Divisionen, die wir aufstellen, sondern an der Spitze der Beurteilung des Erfolges dieser Arbeit steht das deutsche Kind, steht die deutsche Jugend. Wenn das wächst, dann weiß ich, daß unser Volk nicht zugrundegehen und unsere Arbeit nicht umsonst gewesen sein wird.

Adolf Hitler.

Können Eltern Kameraden sein?

Wenn man Eltern einer früheren, für viele von uns aber gar nicht so weit zurückliegenden Zeit gefragt hätte, ob sie ihren Kindern Kameraden sein könnten, wollten, sollten, zu müssen glaubten, dann hätten sie wahrscheinlich verständnislose oder sogar gekränkte Gesichter gemacht. Und von sich allein wären sie bestimmt nicht auf „eine so dumme Frage" gekommen. Damals waren die Eltern ihren Kindern, die sie auf ihre Weise gewiß auch herzlich lieb haben konnten, Autoritäten von unbezweifelbarer Heiligkeit, und damit basta. Die Kinder beugten sich dieser Macht oder verkümmerten unter ihr, rebellierten auch wohl gegen sie, aber an „Kameradschaft" zu denken, fiel auch ihnen nicht einmal im Traume ein. Wer bäuerliche Verhältnisse von gestern kennt oder wer z. B. in „Dichtung und Wahrheit", in Goethes Briefen und in seinem „Wilhelm Meister" einmal nachliest, wird genau wissen, was ich mit dem Verhältnis von Eltern und Kindern im patriarchalischen Zeitalter meine. Die Kinder siezten damals ihre Eltern und lebten mit ihnen in Ehrfurcht und Gehorsam wie mit Vorgesetzten, nicht in Vertraulichkeit; soferne sie auch wirtschaftlich, als Knechte und Mägde des väterlichen Hofes oder als Gehilfen der väterlichen Firma, mit ihnen verbunden waren, gab es für sie — auch wenn sie unterdes einen grauen Kopf bekommen hatten — keinerlei Selbständigkeit, solange die Eltern, wenigstens der Vater, am Leben und am Werke waren. Welch klägliche Rolle dann das Altenteil den Eltern zuerkannte, die ihre patriarchalische Würde aufgegeben hatten, ist sattsam bekannt; aber nur unser verändertes Gemüt nennt diese Rolle „kläglich" — von den Beteiligten wurde und wird das alles im Grunde ganz in Ordnung befunden.

Im liberalistischen Zeitalter ist das Eltern-Kind-Verhältnis gründlich anders. Die wechselseitige Liebe wird viel deutlicher nach außen zu gezeigt, die Kinder duzen ihre Eltern in der Regel — trotzdem sind sie einander viel ferner. Denn die Eltern sind, soweit sie Typen ihres Zeitalters sind, „Persönlichkeiten" oder möchten das zum mindesten sein; und es ist ausgemacht, daß auch die Kinder Persönlichkeiten werden sollen. Die rings in sich geschlossene Persönlichkeit verträgt aber nun einmal keine rings in sich geschlossene Gemeinschaft. Gegenseitige Zärtlichkeit (die ganz echt sein kann), eine gewisse Rührseligkeit täuschen darüber weg, daß in dieser Familie liberalistischen Geistes jedes Mitglied vielleicht eine andere Weltanschauung hat. Die „Freiheit der Persönlichkeit" steht theoretisch außer allem Zweifel, mag sie in der praktischen Wirklichkeit auch von der brutalen Despotie eines Familienvaters unterdrückt werden, der eben nur seine Meinung für die maßgebende hält. Zum Unterschied vom „Patriarchen" ist es aber eben seine persönliche Meinung, die er durchsetzt, nicht die Anschauung der gewachsenen Gemeinschaft, die er vertritt. Andererseits bemüht man sich in den Familien des liberalistischen Bürgertums um das „Verstehen". Das gegenseitige Verstehen der verschiedenen Persönlichkeiten und das wechselseitige „Verständnis für einander" ersetzt, soweit es nur geht, die verloren gegangene natürliche Einheit des gemeinsamen Lebens. Und hier, aus der Vereinzelung und aus der unentrinnbaren Einsamkeit, in die die Persönlichkeit immer mehr gerät, je mehr sie sich selbst genug sein möchte, ertönt zum ersten Male auch das Wort von der „Kameradschaft" als Zeichen eines neuen Ideals. Kameradschaft zwischen Mann und Frau wird gefordert, Kameradschaft der Eltern mit ihren ihnen entwachsenen Kindern ersehnt. Aber beide sind im Liberalismus nicht möglich; der Wunsch nach ihnen ist nur die stille Bankerotterklärung liberalistischen Geistes.

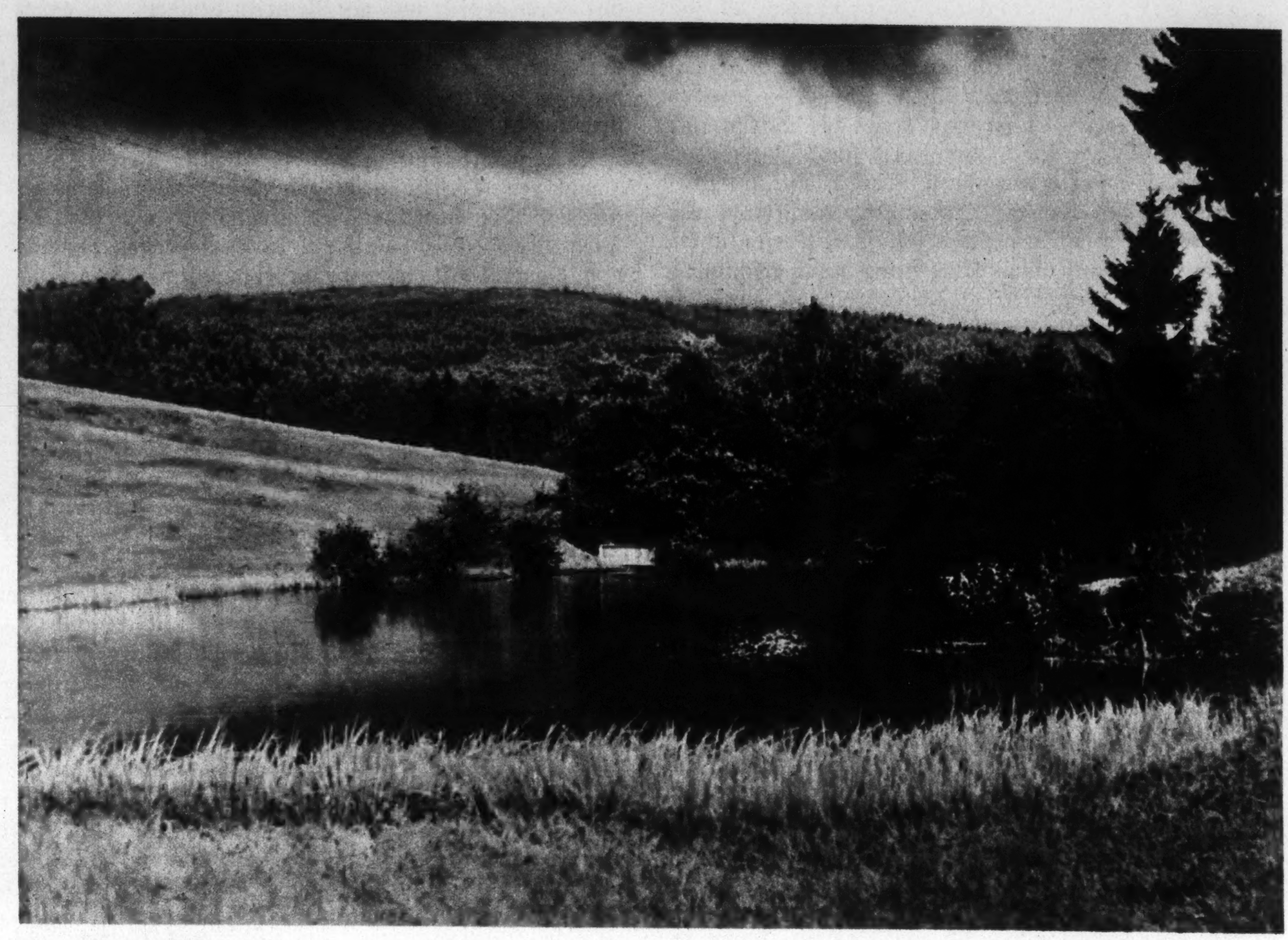
Das sozialistische Zeitalter bricht an. Es gibt wieder eine höhere Einheit, in die sich die Persönlichkeit des Einzelnen einzuführen und einzuordnen hat, der sie sich sogar bedingungslos unterordnen muß: die Volksgemeinschaft. Im Weltkrieg wird das zuerst ganz offenbar. Im Scheinsozialismus der Nachkriegszeit geht dieses Gefühl wieder zugrunde, lebt nur in kleinen Kameradschaften, entwickelt sich nur in der Bewegung, bricht aber seit der Machtergreifung des Nationalsozialismus allenthalben sieghaft durch. Es hat wieder Sinn, von „Kameradschaft", von „Gemeinschaft" zu sprechen. Also ist jetzt auch die Frage berechtigt, ob Eltern ihren Kindern Kameraden sein können. Sie war im vergangenen Zeitalter des Liberalismus eine (sagen wir es nur offen heraus!) Verzweiflungsfrage ratloser Eltern, die ihre Kinder nicht „verlieren" wollten an fremde Mächte; heute ist sie eine Schicksalsfrage im Sinne der Zukunft.

Diese geschichtlichen Vorüberlegungen waren unumgänglich. Sie müssen redlich und ernstlich durchgedacht werden, ehe das einzelne Elternpaar die Frage nach der Möglichkeit eines kameradschaftlichen Verhältnisses zu seinen Kindern sich beantwortet und aus der Antwort praktische Folgerungen zieht. Insoweit jenes Elternpaar nämlich schon der neuen, der sozialistischen Zeit unserer Volksgemeinschaft angehört, ist die Frage mit Recht gestellt und mit Recht zu bejahen. Insoweit die Eltern noch in der liberalistischen Haltung des absterbenden Bürgertums verharren, täuschen sie sich mit dem hohlen Worte der „Kameradschaft" nur über ihre eigenen Aengste und Abgründe hinweg.

Es geht also nicht an, daß eine Mutter ihrer 14- oder 16jährigen Tochter gewissermaßen als Geburtstagsgeschenk ihre mütterliche Kameradschaft anbietet. Sie wird ihre Tochter damit nur in Verlegenheit bringen, denn die wird mit dieser ihr unverständlichen Eröffnung gar nichts anfangen können. Oder, was schlimmer ist, sie ahnt die wahre Absicht der Mutter, ist mit Recht beleidigt und schließt sich von nun ab erst recht zu. Denn hinter dieser rührseligen Kameradschaftserklärung steckt im Grunde nur Neugier nach dem jungen, neuen Leben, das die Tochter zu leben begonnen hat, und vielleicht ein nicht geringes Maß von neidvoller Sehnsucht, „irgendwie" daran teilhaben zu können. Angeführt wird diese falsche, bei aller gefühlten Ehrlichkeit verlogene Kameradschaftserklärung von der Angst um den Besitz des Kindes, das man bis dahin gedankenlos ganz zu eigen zu haben . . . sich einbildete. Eine solche „Kameradschaft" ist darum falsch und ohne Möglichkeit der Verwirklichung, weil sie lediglich aus dem Wunsche der Mutter hervorgegangen ist; die Tochter hat auch nicht mit einem Atem daran gedacht. Und sie wüßte auch gar nicht, was sie mit dieser ihr aufgezwungenen Gemeinschaft anfangen sollte. Sie liebt die Mutter gewiß. Aber sie hat auch eben begonnen, ihre Freiheit, ihre Selbständigkeit, ihre beginnende Erwachsenheit zu lieben. Und sie fühlt sich gehindert durch den Antrag der Mutter, sie fühlt sich nicht getragen von einer neuen Zweisamkeit, wie sie sie — dunkel vielleicht noch — mit dem Mann erstrebt, der einstmals der ihre sein wird und den sie heute noch gar nicht kennt. Um es kurz zu machen: zu jeder Kameradschaft gehören wenigstens zwei. Und es ist sehr tapfer und gut von der Tochter, wenn sie ruhigen Herzens Nein! sagt zu dem mütterlichen Antrag, der sie so versucht.

Ganz allgemein ausgedrückt: man kann eine Kameradschaft nicht krampfhaft „wollen". Kameradschaft ist eine Lebenstatsache, die man wie andere Lebenstatsachen nur leben kann. Das schließt nicht aus, sondern ein, daß diese Tatsache täglich neu erarbeitet sein will, daß jeder der Kameraden im Bewußtsein der ihn verpflichtenden Kameradschaft handeln muß. Du kannst also sehr wohl leben wollen im Sinne einer bestehenden Kameradschaft und für sie; aber sie herstellen wollen etwa so, wie man einen Verein gründet, das kannst du nicht. Alle Lebenstatsachen wurzeln in einem überpersönlichen, d. h. dem Einzelwillen entzogenen Geschehen, daß jeder nach senem Geschmack Schicksal, Gott, Natur, Notwendigkeit oder noch anders nennen kann. Wir werden und müssen diesem Leben, wenn es da ist, im Bewußtsein seines Wertes dienen, wir können aus diesem Bewußtsein politische, religiöse, gedankliche Folgerungen ziehen; aber die Voraussetzungen dafür herstellen können wir nicht. Also können wir eben auch keine Kameradschaft „machen" und auch eine andere menschliche Beziehung nicht in Kameradschaft umgestalten.

Alle Kameradschaft setzt voraus ein gemeinsames Ziel.



Thüringer Wald Aufnahme: Möller-Crivitz

Und daher ist die Frage, ob Eltern ihren Kindern Kameraden sein können, jetzt ganz scharf zu beantworten: wenn Eltern und Kinder ein gemeinsames, sie gleichermaßen verpflichtendes Ziel haben, dann sind sie auch Kameraden, ohne ein solches Ziel haben sie nicht die geringste Aussicht. Von dieser Grunderkenntnis her wird noch einmal deutlich, warum solche Kameradschaft erst im sozialistischen Zeitalter unseres Volkes überhaupt möglich ist und weshalb sie vorher ein eitler Wahn bleiben mußte. Das heißt natürlich nicht, daß Kameradschaft früher gar nicht vorkam; aber sie war eben nur unter besonderen, seltenen Umständen erreichbar. Wir kennen aus der Geschichte nicht nur des Weltkrieges, sondern aller Volkskriege vorher soldatische Kameradschaften zwischen Vater und Sohn, die ihre Feuerprobe hundertmal bestanden haben. Wir kennen ebensolche zielgerichete Kameradschaften zwischen Vater und Sohn, Vater und Tochter, Mutter und Tochter, Mutter und Sohn aus der hohen Staatskunst, aus Handel und Industrie, aus Kunst und wissenschaftlicher Forschung. Da ist der große Erforscher des Tierlebens, Alfred Edmund Brehm, dem sein Vater, der thüringische Pfarrherr, der treueste Arbeitskamerad war; da ist Siegfried Wagner, der mit seiner Mutter Cosima zusammen das Erbe Richard Wagners verwaltete; da ist Gertrud Storm, die getreue Darstellerin des väterlichen Lebens und Wirkens. Und da sind viele viele Namenlose, die mit einem Elternteil in fester, echter Kameradschaft die überkommene Firma, das ererbte Bauerngut fortführten und über eine schwierige Zeit wieder zur Blüte hinaufführten.

Die echte Kameradschaft, auch die zwischen Eltern und Kindern, muß auf ein gemeinsames Ziel ausgerichtet sein und muß sich in der gemeinsamen Leistung bewähren. Die einzelne Leistung des Einen kann dabei sehr anders sein als die Leistung des Andern und muß das oft sogar; denn die Aufgaben der Kameraden in Hinsicht auf das gemeinsame Ziel sind ja ganz verschieden. Das gilt besonders für die verschiedenen Lebensalter, denen Eltern und Kinder immer angehören. Der sozialistische Geist wahrer Kameradschaft, der nach dem großen Ziele schaut und die eigene Leistung nach dem Abstande von diesem Ziele, nicht nach dem Maßstab eigensüchtiger Eitelkeit wertet, erkennt auch die andere, ihm selbst ungemäße Leistung an, weil er ihre Notwendigkeit am erstrebten Ziele abmißt. Die wahre Kameradschaft gibt daher mehr Freiheit als daß sie Bindung fordert (ausgenommen die selbstverständliche Bindung an das erfaßte Ziel), und wenn sie Bindung an den Kameraden verlangt, verlangt sie es zu allererst von sich selbst. Falsche Kameraden wollen halten, echte Kameraden wollen helfen! Wer sich im Kleid der Kameradschaft neugierig eindrängt, verrät sich eben dadurch; wie sich der gute Kamerad immer wieder erweist und bekennt dadurch, daß er wenig redet von sich und seinen Wünschen, dafür aber umsomehr tut für das gemeinsame Werk!

Hans Hajek

Von einem, der es „besser" hat ....

Von Albrecht Schäfer

Am Samstag ist nach altem Herkommen im Dorf Krugabend. Da finden sie sich alle im Dorfwirtshaus ein, die Bauern, die Handwerker des Dorfes, der Viehhändler, der Dorfkrämer und wer sonst noch zu den Besitzern zählt oder ihnen gleichgeachtet wird.

Auch heute abend haben sie sich fast vollzählig versammelt, und die Unterhaltung ist schon flott im Gange. Vom Wetter war schon ausgiebig die Rede und auch von den Ernteaussichten.

„Ja, man hat so seine Sorgen", sagte der Dorfschmied und reichte sein leeres Glas dem Wirt herüber, und alle anderen taten einen tiefen Zug aus ihrem Krug.

„Aber da kommt jemand, der keine Sorgen hat!" wies jetzt einer der Bauern nach der Tür, durch die der Lehrer des Ortes in die Gaststube trat.

„Wißt ihr, wieviel Tage im ganzen Jahr er arbeitet?" wollte der Viehhändler jetzt eine Geschichte beginnen. Aber der Lehrer schnitt ihm das Wort ab mit der Bemerkung: „Erfinden Sie doch mal einen neuen Witz, denn die Geschichte kennen wir ja alle. Ein halber Tag nur bleibt dem Lehrer zur Arbeit, so endet doch Ihre Erzählung. Und früher wurde hinzugesetzt: „Auf diesen Tag fällt Kaisers Geburtstag." Nachher hieß es: „Diesen halben Tag braucht er zum Gehaltabheben." Neuerdings hat man die Pointe so frisiert: „Der einzige halbe Arbeitstag fällt auf den 1. Mai, den Nationalfeiertag, an dem sowieso nicht gearbeitet wird."

„Ich habe es ja nicht böse gemeint, Herr Kantor", glaubte der Viehhändler den Lehrer beschwichtigen zu müssen. „Aber sagen Sie doch einmal selber: Wer hat denn so viel freie Zeit wie Sie?! Um 1 Uhr ist Ihre Schule aus, und über zu wenig Ferien können Sie doch nicht klagen."

„Na, ganz so arg ist es mit der Freizeit des Lehrers ja nicht", stand jetzt einer der Bauern dem „Kantor" bei. Jede Woche leitet er an einem Abend unsern Gesangverein; ein anderer Abend ist durch die Verwaltung der Volksbücherei besetzt. Und dann hat er ein Amt in der Kriegerkameradschaft und auch eins in der Feuerwehr. Und schließlich ist die Partei ja auch da, die Aufgaben für ihn hat!"

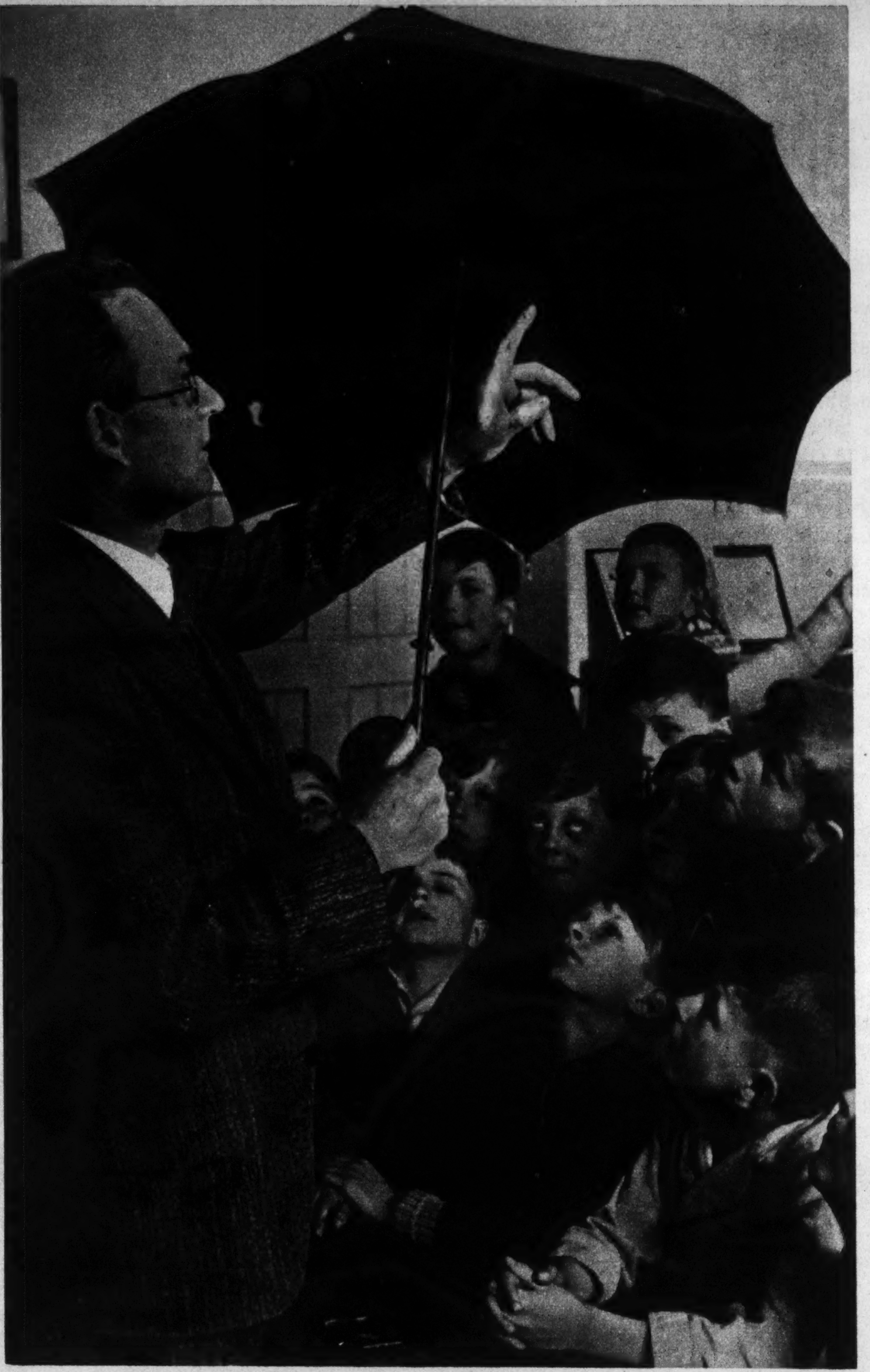
„Zur Gesangstunde müssen wir auch gehen, und für die Feuerwehr und die Kriegerkameradschaft müssen wir auch manchen Abend opfern, und in der Partei arbeiten wir ja auch", schallte es jetzt am Tische durcheinander.

„Und doch ist meine Teilnahme an diesen Veranstaltungen anderer Natur als die Ihre", kam der Angegriffene endlich selber zu Wort. „Sie nehmen teil, ich muß leiten. Für Sie bedeutet so ein Abend vielfach eine Entspannung; für mich bedeutet er „Dienst",

Der Dorfschullehrer muß sich zu helfen wissen:

Die selbstgebaute Sonnenuhr

Aufnahmen: Mauritius



Der Dorfschullehrer muß sich zu helfen wissen:
Der Regenschirm als Planetarium

darauf der Viehhändler noch einmal vernehmen. „Was Sie so nebenbei noch tun, ist ja schließlich Ihre Privatsache, das ist ja Dienst, zu dem Sie niemand zwingt."

Wieder fand sich ein Verteidiger des Lehrers und seiner Berufsarbeit, der zu bedenken gab, daß sich der Lehrer ja auf seine Unterrichtsstunden vorbereiten müsse, daß er Hefte zu korrigieren habe usw. Ein anderer dagegen meinte, daß es mit dem Vorbereiten auf den Unterricht nicht so schlimm sei. „Wer zwanzig Jahre lang immer dasselbe zu unterrichten hat, der kann das im Schlaf!"

Dem Ortslehrer wurde es nachgerade unbehaglich, im Mittelpunkt der Stammtischbetrachtung zu stehen. Gewiß, ihm waren solche teils gutmütig, teils aber auch ein wenig gehässig gemeinten Bemerkungen nichts Neues. Es war ja ein altes Lied, das hier gesungen wurde. Aber heute schienen sich diese Bemerkungen in einem ganz unerwünschten Maße zuzuspitzen, und der Krüger hatte alle Hände voll zu tun, die immer leeren Gläser der Tischrunde von neuem zu füllen. Das konnte noch heiße Köpfe geben. Wäre es da nicht vielleicht besser, das Thema abzubrechen und nach Hause zu gehen oder sollte er einmal den Stier bei den Hörnern packen und mit einem alten Vorurteil aufzuräumen versuchen? „Die Gelegenheit ist günstig, so geschlossen habe ich sie sobald nicht wieder beieinander", entschied er sich nach längerem Nachdenken. Und als gerade einmal einer „Prosit" gesagt hatte und alle nach einem gehörigen Zug die Gläser aufatmend niedersetzten, da benutzte er die eingetretene Pause zu der Frage: „Was tut eigentlich so ein Lehrer?"

„Sie alle werden von mir noch nie gehört haben, daß ich die Arbeit, die Sie zu leisten haben, ein Kinderspiel genannt habe. Bei jedem von Ihnen bin ich schon auf dem Hof und auf dem Acker gewesen. Nicht bloß als neugieriger Zuschauer, das werden Sie mir zugeben, und auch nicht als besserer Herr, sondern als anteilnehmender Dorfgenosse, der von der Arbeit des anderen volle Achtung hat. Ich kenne Ihre wirklichen Sorgen und Nöte nicht bloß vom Hörensagen, und — nicht als Selbstlob sage ich das — manchem konnte ich sein Sorgenpäckchen schon einmal irgendwie leichter machen. Und darum meine ich: So wie ich Ihre Arbeit achte und ehre, müßten Sie doch die meine auch achten, wenn sie gleich so grundverschieden von der Ihren ist. — Schon ein wenig Nachdenken müßte Sie eigentlich

zu dem oft noch Vorbereitungen notwendig sind und zu dem sich obendrein oft noch der Aerger gesellt. So ein Uebungsabend vom Gesangverein beispielsweise hat es in sich, glauben Sie mir das; ich weiß, was ich getan habe, wenn ich endlich den Sängergruß als Abschluß der Uebungsstunden anstimme."

Man mochte das in der Tischrunde teilweise nicht recht wahrhaben und führte die körperliche Abspannung der Handarbeiter ins Feld, die jeden Abend, den sie opfern müßten, zu einer Anstrengung mache.

„Im übrigen habe ich ja auch nur Ihren richtigen Dienst, Ihre Arbeit in der Schule, gemeint", ließ sich

zu dem Gedankenschluß führen, daß der Lehrer wohl doch nicht der Faulenzer ist, als der er verschrien wird. Denn wenn der Staat, so mußten Sie folgern, wenn auch der heutige Staat, der doch den Einsatz auch der letzten Kraft eines jeden verlangt, es mit den täglich fünf bis sechs Dienststunden des Lehrers bewenden läßt, dann müssen diese fünf oder sechs Stunden doch wohl eine Leistungsgrenze darstellen."

„Und die vielen Ferien?"

„Ich wußte, daß dieser Zwischenruf kommen würde. Aber Sie wissen doch wie ich, daß sie ja nicht für den Lehrer, sondern für die Schüler geschaffen wurden und daß diese Ferien dem Gesetze nach für den Lehrer nicht mit Urlaub im landläufigen Sinne gleichzusetzen sind. Sie sind nur eine Unterrichts-, nicht aber eine Dienstpause. Die Verwaltungsarbeit läuft weiter, und der Lehrer hat auch während der Ferien seiner vorgesetzten Behörde zur Verfügung zu stehen. Ich möchte Ihnen mal meine Dienstpost aus den letzten Ferien zeigen! Dann war die Schulchronik zu schreiben, Statistiken waren zu fertigen — alles Arbeiten, die man so zwischendurch während der Unterrichtszeit schlecht machen kann, weil sie geistige Sammlung und Zeit verlangen. Da ich gerade das Wort Chronik gebrauchte, möchte ich doch gleich einmal Ihrer Ansicht über die außerdienstliche Tätigkeit des Lehrers, über den Dienst, zu dem ihn niemand zwingt, entgegentreten. Viele von Ihnen mögen es schon wissen, und Ihnen erzähle ich es hiermit, daß ich auch an der Chronik unseres Ortes arbeite. Daß ich schon Jahr um Jahr Bausteine zur Ortsgeschichte herbeitrage und sie zu einer Schau über das Werden und die Schicksale unseres Ortes zusammenfüge. Wer sollte denn bei uns so etwas tun?! Wem hätte man denn bei uns die Arbeit, die Flurnamen im Ort zu sammeln, sie in einer selbstverfaßten Flurkarte einzutragen, zumuten sollen?! Wer sollte denn eine Volksbücherei anlegen und verwalten?! Wer könnte den Spargedanken in Schule und Haus so propagieren wie der Lehrer durch seine Schulsparkasse?! Wer im Orte den Gesangverein leiten?! Abgesehen davon, daß gewisse Vereinsämter und Amtswalterposten eigentlich nur bei dem Lehrer — in den wirklich besten Händen sind!

Sie können da nicht von freiwilligem Dienst, zu dem niemand den Lehrer zwingt, reden. Gewiß zwingt ihn niemand dazu, aber wir Lehrer empfinden solche Tätigkeit als eine Pflicht, als Dienst an Volk und Staat im besten Sinne des Wortes und denken nicht daran, daß man sich solchen Pflichten entziehen könnte, auch wenn sie manches Opfer von uns fordern.

Ich muß noch einmal auf die Ferien zurückkommen: Sie haben mich während der letzten drei Sommerferien mit Tornister und Brotbeutel ausgerüstet in ein Lager fahren sehen. Sie haben ein wenig über die Ihnen an mir ungewohnte Reiseausrüstung gelächelt, mich im übrigen aber um die Reise beneidet. Um die Reise, d. h. um das, was man sich darunter für gewöhnlich vorstellt, hätten Sie mich nicht zu beneiden brauchen. Man hat uns während der zwei Wochen, um die uns die Lagerteilnahme die Ferien beschnitt, gehörig herangekriegt. Und das SA-Sportabzeichen, das ich vor zwei Jahren aus dem Lager heimbrachte, hat mir 45jährigen einigen Schweiß abverlangt. Um das Lagererlebnis aber hätten Sie mich beneiden dürfen, um die dort gefundene Kameradschaft, um den famosen Geist im Lager und um die Anregung für die Berufsarbeit. Denn die Lager sind alles andere nur keine Kurorte und Sommerfrischen. Es sind Stätten ernstester Arbeit in denen die Lehrergeneration der Gegenwart für die Arbeit in den Schulen des neuen Staates geschult wird. Solche Lager sind von unserer Berufsorganisation eingerichtet worden, und es hat nicht viele Lehrer gegeben, die sich die Gelegenheit, sich mit dem nötigen Rüstzeug für eine erfolgreiche Schularbeit im nationalsozialistischem Sinne zu versehen und sich gedanklich auf den neuen Staat auszurichten, entgehen ließen.

Auch zu der Meinung, als Lehrer, der zwanzig und mehr Jahre im Amte ist, brauche man sich auf den Unterricht nicht mehr vorzubereiten, muß ich Stellung nehmen. Wie jeder Bauer und auch jeder Handwerker seine Arbeit heute nicht mehr mit den Gerätschaften und nach der Weise seiner Väter versieht, so haben sich auch im Schulleben die Arbeitsweisen geändert. Und immer sind wir Lehrer am Suchen nach der besten Lehrart, immer prüfen wir neue Wege auf ihren Erfolg, nie lernen wir aus. Und wie bei Ihnen jedes Arbeitsjahr sein eigenes, durch Wetter, Marktlage und Zeitumstände bedingtes Gesicht hat, so sind auch die Schülerjahrgänge in unsern Schulen voneinander oft so grundverschieden, daß sich der Lehrer immer vor neuen Problemen sieht. — Ganz besondere Aufmerksamkeit haben wir den neuen Fächern — Rassenkunde, Erblehre und Erbgesundheitspflege — zu widmen, die uns vor Aufgaben stellen, bei deren Lösung uns selten ein Lehrbuch behilflich sein kann. Die Gestaltung dieser Stoffe erfordert manche Stunde ernsten Grübelns. Und wenn Sie Ihren Lehrer gelegentlich mal über Ihre Felder spazierengehend beobachten und schnell mit der Bemerkung „So gut wie der hat's keiner" bei der Hand sind, so irren Sie. Er genießt nicht. Und wenn er dann und wann einmal Ihren Gruß nur flüchtig erwidert, so ist er auch nicht stolz, sondern seine Gedanken hängen der Lösung irgendeiner Aufgabe, wie sie der neue Unterrichtsplan an ihn stellt, nach, die ihn die Umwelt vergessen läßt.

Leicht gemacht wird uns Landlehrern die Lösung unserer Aufgaben weiß Gott nicht. Denn was stehen unseren Dorfschulen denn für Hilfsmittel zur Verfügung?! Unsere Lehrmittelschränke sind klein und spärlich gefüllt. Und da, wo der Großstadtlehrer die Karte, den Apparat oder dergleichen zur Hand nimmt, um den Unterricht anschaulich und fruchtbringend zu gestalten, da steht uns nur das Wort oder die kümmerliche Skizze an der Wandtafel zur Verfügung. Die Bewilligungsfreudigkeit der dörflichen Schulvorstände war zu allen Zeiten nicht erschütternd. Und so blieb und bleibt dem Lehrer auf dem Dorfe nichts anderes übrig, als selbst Hand anzulegen. Den Ortsplan muß er selber entwerfen und zeichnen, die physikalischen Hilfsgeräte selber basteln. Selbsthilfe — dieses Wort wird in allen Landschulen groß geschrieben, und mancher Dorflehrer könnte wie Ludwig Manfred Lommel von sich behaupten: „Ich mache alles alleene."

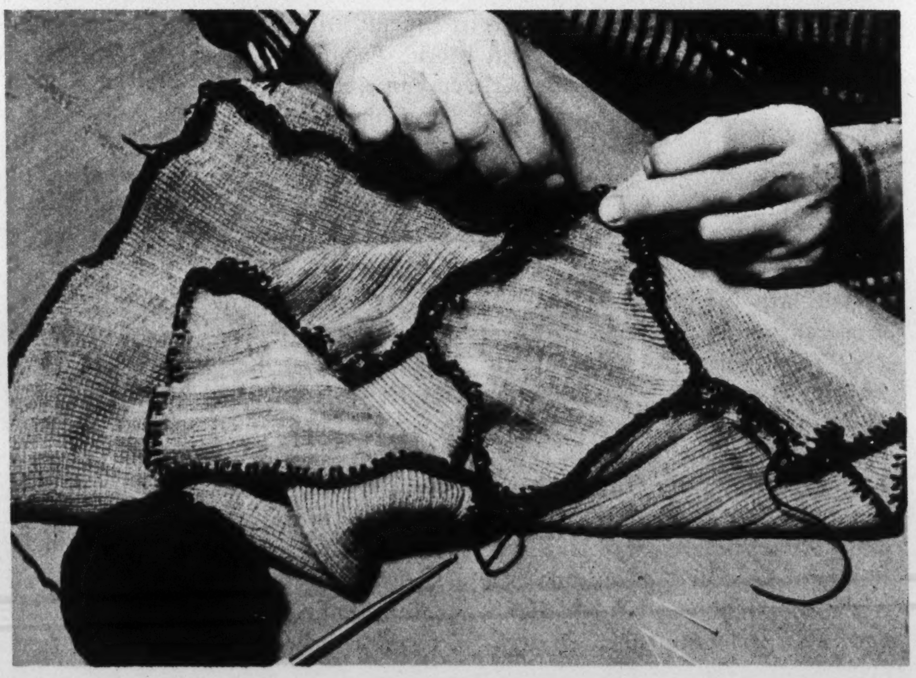
So, meine Herren, nun habe ich genug geredet. Nun will ich dem Wirt das Geschäft nicht länger schädigen. Ich habe leider noch zu arbeiten. —

Aus alt wird neu!

Unbrauchbare wollene Strümpfe ergeben neue Kinderschlüpfer

Von Ursula Scherz

Wenn wir in unserer Flickenkiste und in unserm Stopfkorb kramen, finden wir sicher ein Paar Stutzen oder Sportstrümpfe vom Vater. Die Beinlängen sind wie immer noch tadellos, nur die Hacken und Füße sind schon so oft gestopft, daß Vater sich weigert, sie noch anzuziehen. Besonders diesmal sind große Löcher im Hacken. Kurz entschlossen nimmt Mutter da die Schere und schneidet die Füße eine handbreit über dem Knöchel ab. Die Beinlängen sind jetzt 34 Zentimeter lang. Beide Beine werden in der hinteren Naht aufgeschnitten, so daß wir jetzt zwei gleichgroße Teile haben, die mit festen Maschen mit fester Wolle oder Garn umhäkelt werden. Danach müssen wir noch den Zwickel zuschneiden, bei dem jede Seite 10 Zentimeter lang sein muß. Den Zwickel schneiden wir am besten aus dem Oberteil der abgeschnittenen Füße. Es empfiehlt sich, den Zwickel doppelt zu nehmen. Man legt nun zwei Teile aufeinander und behäkelt diese ebenfalls mit festen Maschen, indem man durch beide Teile auf einmal sticht. Nach dem Behäkeln gehts ans Zusammensetzen. Wir nähen beide Strumpfteile so aneinander, daß eine Art Sack entsteht. Man beginnt am oberen Strumpfrand und näht etwa 18 Zentimeter herunter, läßt dann 10 Zentimeter der Hose offen und näht jedes Hosenbein für sich, die letzten drei Zentimeter zusammen. Man kann das Zusammenfügen durch Häkeln machen. Die Hauptsache ist, daß beide Techniken recht sauber ausgeführt werden. Nun nehmen wir Stricknadeln zur Hand und stricken an beide Hosenbeine, sowie an den oberen Hosenbund Ränder mit Wolle im Muster eins rechts, eins links in beliebiger Breite. In den oberen Rand strickt man eine Lochreihe ein, um durch diese ein Gummiband oder eine gedrehte Schnur hindurchzuziehen.



Klaus Berns

Von Fritz Pferdmenges

Es mochte fraglich scheinen, ob irgendwo im weiten Hügelland und bis in die Ebene hinab, soweit die Menschen sich kannten, jemals soviel junge Kraft beisammen gefunden wurde, wie in den Dörfern und Höfen des Schwalmbachtales zur Zeit, als Klaus Berns ins achtzehnte Jahr ging.

Aber wenn man das auch für nicht ganz sicher hielt, so mußte man doch zugeben, daß es im ganzen Tale keinen stärkeren und in allem gewandteren Burschen gab als ihn. Um die Zeit zogen die jungen Burschen in den Dörfern reihum und erprobten ihre Kraft und Tüchtigkeit. Das geschah an den Sonntagen im Sommer. Es war ein Wettkampf, in welchem Dorfe der Sieger wohnen würde. Das Dorf war hochgeachtet.

In dem Jahre, da Klaus Berns Kraft anfing, kräftiger zu werden als die der anderen Burschen, wurde ein Preis ausgesetzt, der immer dem Stärksten gehören sollte. Es war ein herrlich gearbeiteter vergoldeter Becher, auf dessen freiem Raum die Namen der Sieger eingeschrieben wurden. Nun traf es sich, daß der Name Klaus Berns viermal darauf stand, und also hatte er den Becher vier Jahre lang. Er war stolz darauf und besah ihn gern. Nie trennte er sich lange von ihm.

Nach ihm war Jan Bruders der Stärkste. Viele erwarteten, daß sie darum Feindschaft anheben möchten; aber so kam es nicht. Sie blieben Freunde. In vier Sommern rang Klaus Berns mit Jan Bruders um den Becher, und viermal trennten sie sich mit einem herzlichen Handschlag. Im fünften Jahre fiel der Preis wiederum Klaus Berns zu. Aber bei dem letzten Kampf, den er mit Jan Bruders zu bestehen hatte und den alle für den schwersten hielten, der hier jemals ausgefochten wurde, und auch für den wildesten, geschah ein Unglück. Klaus fiel so unglücklich über den andern, daß er das linke Fußgelenk brach. Niemand wußte hernach zu sagen, wie so etwas hatte geschehen können. Nun mußte er lange Wochen liegen.

„Es ist nur gut, daß ich den Becher diesmal habe," dachte er, „bis zum nächsten Sommer ist eine lange Zeit. Da werde ich wohl an der bösen Geschichte nicht mehr zu tragen haben."

Es kam anders. Zwar heilte der Fuß nach mehreren Wochen. Als es in den Herbst ging, hatte er beim Gehen keine Schmerzen mehr, und man sagte, daß der Fuß gut und rasch geheilt wäre.

An einem letzten sommerwarmen Herbsttage gingen viele Burschen aus dem Dorfe zum Birkensee, der hinter dem Buchenwäldchen abseits im Tale lag. Klaus sah sie ziehen, und die Lust kam ihn an, ihnen nachzugehen und auch zu schwimmen. „Ich will nicht daheim bleiben," sagte er, „es wird mir nicht schaden, wenn ich mich auch einmal wieder im Wasser tummle."

Die Mutter erhob Einspruch; aber den redete sie in den Wind.

Als Klaus Berns durch den hochstämmigen Buchenwald schritt, hallte der Wald wider vom Singen der Vögel, und er dachte: „Ei, wie sonderbar! Nun ist es Herbst, und noch singen die Vögel." Er wurde fröhlich, und seine Augen leuchteten wie früher. Als ihn so die Kameraden vom Wald über die Wiesen herabkommen sahen, kamen ihm viele entgegen und begrüßten ihn.

Nun war es eine Freude zu sehen, wie Klaus schwamm und tauchte. Auch hierin war er Meister. Doch war er gegen früher recht zart und fast hager geworden.

Als er aus dem Wasser stieg und über die Wiese ging, wehte ein kühler Herbstwind vom Walde her. Er schüttelte sich und warf sich rasch in seine Kleider. Auf dem Heimwege spürte er noch nichts; nur die Vögel sangen nicht mehr. Aber als sie im Dorfe waren, fröstelte ihn. „Ich glaube, es ist mir nicht so wohl bekommen, als ich hoffte," sagte er. „Du hast recht gehabt, Mutter."

Zwei Tage darauf mußte er sich legen. Es wurde eine Lungenentzündung, nicht von der raschen, entschiedenen, heftigen Art, die sich in neun Tagen zerbricht oder durchsetzt, sondern eine langsam schreitende, ja schleichende Krankheit, über der man die Tage der Kraft und Freude vergißt. Die Herbsttage waren dunkel; es schien ihm, daß sie noch nie so dunkel gewesen seien. Der Winter brachte viel Schnee und klingenden Frost. Der frohe Lärm der Freude drang in seine Kammer und machte seine Augen trüb und seine Gedanken voll Verlangen. In den Stunden bat er die Mutter, den Becher zu bringen. Durch seinen Anblick füllte er sein Herz wieder mit Stolz und Freude. „Wie lange wird diese Krankheit nun noch währen," seufzte er, „ach, wenn ich nur zum Sommer wieder wohlauf bin, daß er mir nicht genommen wird. Denn das verstehst du doch, Mutter, daß den Becher nie jemand besitzen darf, so lange ich jung bin."

An guten Tagen stand er auf und konnte sogar im Garten und Dorf umhergehen. Aber es war nicht dauernd, und als der Frühling kommen wollte, wußte er, daß es mit dem Sommer nichts würde. „Wenn ich nur einmal wieder so werde wie früher, daß ich ihn mir wiedergewinnen kann," sagte er, und Tränen traten ihm in die Augen. „Das weiß ich nun wohl, daß ich ihn diesmal hergeben muß."

Die Mutter wollte ihn trösten. Es werde ihm gewiß gelingen, ihn im anderen Jahre wiederzugewinnen, meinte sie. Er solle sich darüber nur nicht Gedanken machen. „Denn bis dahin ist noch ein weiter Weg, mein Lieber, und noch mancher Tag, an dem Gott dich wieder gesund machen kann. Hab du nur guten Mut!"

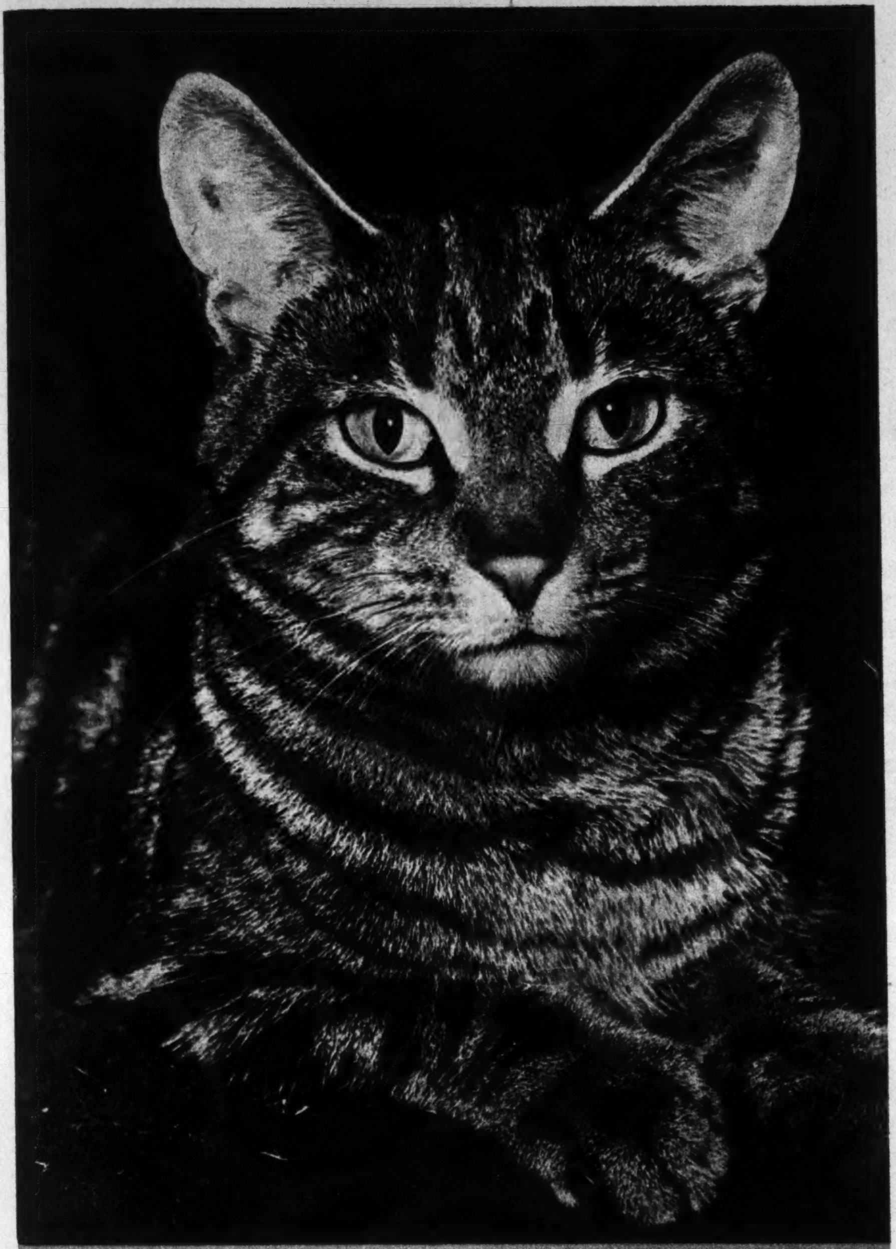
In den Dörfern sprach man von den Wettkämpfen, wenn auch nicht so wie in früheren Jahren. Am Tage vor dem Wettkampf sandten sie Jan Bruders zu Klaus, er sollte den Becher holen. Das war für Jan Bruders ein schwerer Gang. Er bat, man möchte ihm den Gang erlassen. „Ihr wißt alle, daß wir gute Freunde sind," sagte er, „und daß er ihn nicht gern hergibt, das wißt ihr auch. Jedenfalls weiß ich es. Könnte es nicht ein anderer tun?"

Aber es waren viele dagegen, daß ihm der Gang abgenommen würde. „Du bist der, der den Becher nach ihm gewinnen wird. Und da du ihn also hernach besitzest, darfst du den Gang nicht scheuen. Er steht niemand mehr an als dir."

Da ging er. Klaus Berns hörte seinen Tritt auf der Treppe und erschrak. Jan fragte, wie es ihm ginge. Es ginge ihm nicht gut. Ja, das müsse man sagen, daß das ein unglücklicher Tag gewesen sei, an dem er damals im Birkensee gebadet habe. — Nun schwiegen sie. Jan Bruders dachte, daß ihm wohl noch nie im Leben ein Gang so schwer geworden sei. Und nun sollte er um den Becher bitten. Aber er bat nicht einmal darum. Er wurde immer schweigsamer. „Was mag er haben?" dachte Klaus Berns. „Es wird doch der Becher nicht sein, der ihm das Reden so schwer macht."

Jan ging endlich, ohne um den Becher gebeten zu haben.

Hernach dachte Klaus: „Es wird doch der Becher gewesen sein. Sicher ist es ihm nicht leichter, ihn zu fordern als mir, ihn herzugeben. Aber wenn er wiederkommt, will ich es ihm nicht schwer machen." Er ließ sich den Becher



Aufnahme: Agfa-Bildarchiv

Katzenjagd

Minchen hält die Miez umschlungen —
Mieze ist davongesprungen —:
»Mieze, komm doch her!«

Mieze, wie ein Flederwisch,
Duscht schnell über Stuhl und Tisch —
Minchen hinterher!

»Da! Jetzt hab ich dich am Schwanze!
Nun ist's aus mit dem Getanze
In der Stube rum.«

Mieze wehrt sich mit der Tatze —
»Au! Du bist 'ne böse Katze!
Du hast mich gekratzt!«

Minchen steht noch ganz betroffen,
Miezchen sieht das Fenster offen:
Dusch — ist sie hinaus! — — —

Ursula Scherz

von der Mutter geben und verwahrte ihn unter dem Kissen.

Am Abend kam Jan wieder und begann stehend zu sprechen: „Du darfst es mir nicht übelnehmen, Klaus, wenn ich —" Der unterbrach ihn: „Ist es der Becher, Jan, der dir die Worte in der Kehle würgt? Darum laß es dir nicht schwer werden. Hier ist er." Jan nahm ihn und dankte. „Das werde ich dir gedenken, solange ich lebe", sprach er, „daß du mir hierin geholfen hast."

Als er draußen war, schien Klaus das Dunkel im Zimmer schwärzer zu sein als vorher. Er begann zu schluchzen und vergrub sich tief in die Kissen, weil er sich der Tränen schämte. Da kam die Mutter herein, hörte das Schluchzen aus den Kissen und stand eine Weile stumm. Was war geschehen? Sie fragte ihn. „Kannst du es ändern, Mutter, daß Jan den Becher genommen hat oder daß ich morgen nicht bei den Spielen sein darf?"

Da ging die Mutter hinaus. Sie wußte ihm keinen Trost.

Der folgende Tag war für Klaus Berns einer der schwersten in seiner ganzen Krankheit. Es war strahlende Sonne. Viel Volk war bei den Kämpfen, und Jan Bruders gewann den Preis. —

Eines Tages bat Klaus die Mutter, einen tüchtigen Arzt aus der Stadt zu holen. Er wollte nun wissen, wie es um ihn stand, wann er wieder wohlauf wäre. „Der Dorfdoktor versteht ja weniger davon als du, Mutter."

Der Arzt kam, er sagte nicht viel. Als er mit der Mutter draußen war, faßte sie seine Hand und bat: „Nun sagt mir wahr, wie es mit ihm steht." Klaus hörte drinnen, wie sie fragte, und richtete sich im Bette auf. Der Arzt zuckte wohl die Schultern; Klaus vernahm nicht, was er sagte. Aber nun antwortete die Mutter, und sie antwortete so laut, daß er jedes Wort verstand: „Ich hoffe, er wird es dennoch überstehen, er ist stark. Er war der Stärkste im Tal, vordem." „Das wird ihm wohl kaum helfen", meinte der Arzt. Die Worte verloren sich beim Geräusch der knirschenden Haustür. Klaus sank müde in die Kissen zurück.

Seit dem Tage wußte er, daß ihm der Becher für immer verloren war, und dennoch meinte er manchmal, er brauchte nur die Mutter zu bitten, und sie würde ihm denselben bringen, wie sie es vordem getan hatte. Er konnte es wohl nicht begreifen, daß er selbst ihn weggegeben hatte.

„Das werde ich nie verwinden, Mutter, daß ich ihn nicht mehr habe", sagte er eines Tages, „glaube mir." Die Mutter saß an seinem Bette. Sie schüttelte den Kopf; sie hatte viel erfahren im Leben. Sie sagte: „Es gibt nichts auf der Welt, das wir nicht überwinden könnten. Du mußt ruhig sein." Er aber wollte sich nicht trösten

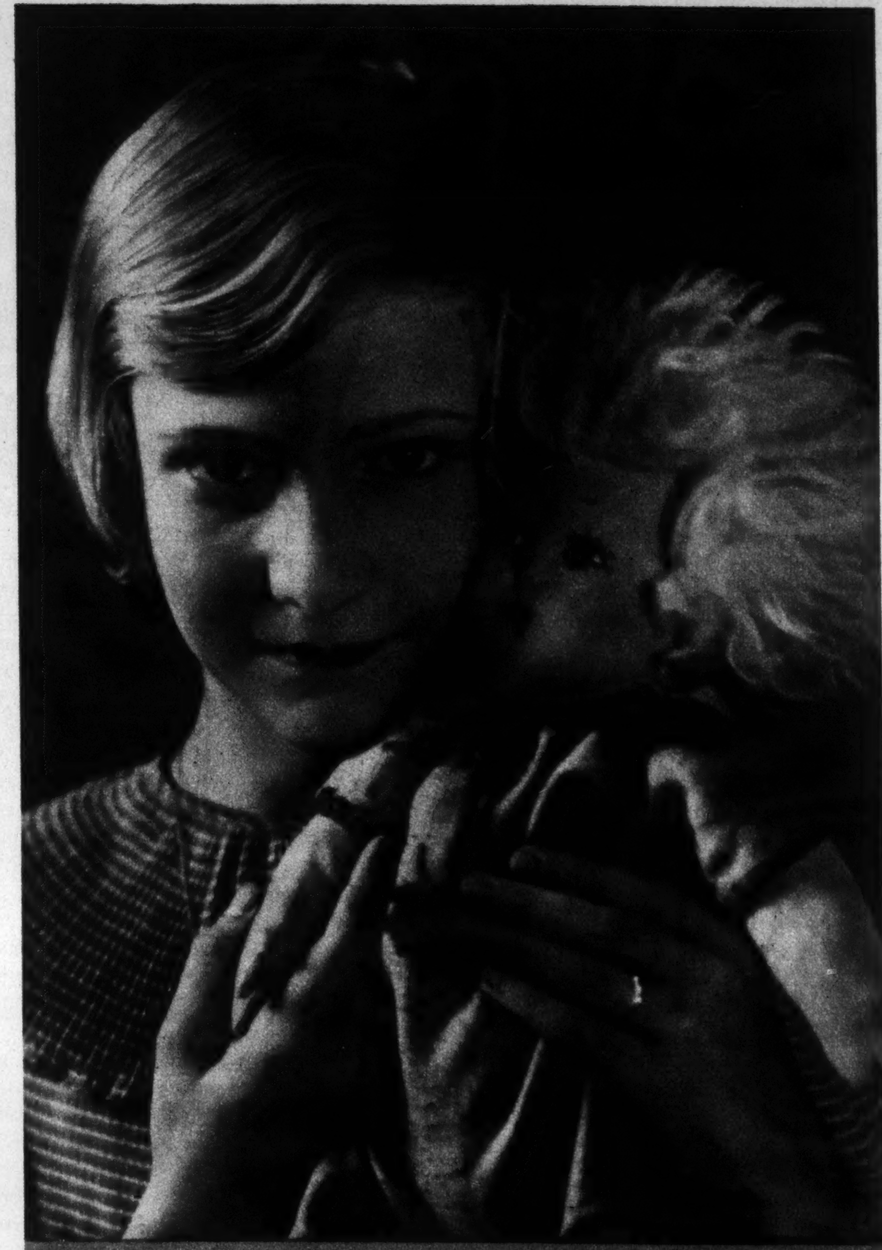
lassen. „Es mag vieles geben, das man überwinden kann. Ich weiß es. Aber das mußt du verstehen, Mutter, dies nicht. Wüßte ich doch einen Weg, den Becher wieder zu gewinnen!" Da setzte sich die Mutter ganz dicht zu ihm, ergriff seine Hand und streichelte sie und sprach: „Du hattest die Kraft, Klaus, alle Menschen des Tales zu bezwingen. Wenn du liefst, so leuchteten die Augen der Frauen, und wenn deine Kraft sich über die Menschen warf in Spiel und Kampf, so wurden die Wangen der jungen Mädchen rot. Du wirst auch dich selbst bezwingen. Deine Mutter hat einen großen Glauben an dich. Du wirst auch hierin Sieger sein." Klaus schüttelte den Kopf. Er starrte trübe vor sich hin.

„Was soll mir das nun alles? Begreifst du nicht, Mutter, daß ich elend bin?" Die Mutter wurde sehr ernst. „Ja, fast begreife ich, daß du den Verlust des Bechers für eine Sache hältst, wichtiger als Leben und Sterben", sagte sie. — „Für mich jedenfalls hängt so viel davon ab, daß ich ihn besitze", erwiderte Klaus. „Oder denkst du, das Leben wäre mir lebenswert ohne ihn?" — „Das muß es ja wohl nicht sein, wenn du es sagst. Aber wenn du auch nicht bedenkst, wie weh es mir tun muß, wenn du den Besitz des Bechers über alles stellst, so muß ich dich doch bitten, zu bedenken, daß nicht ich es war und du auch nicht, in dessen Willen es stand, daß es so wurde. Das Schicksal, Klaus, ist über allem." Danach ging die Mutter hinaus.

So ging der Sommer hin. Um die Zeit der letzten Sommertage besuchte ihn Wilm Kleifeld. Sie gerieten ins Erzählen; es war da leicht zu merken, daß Klaus unfroh war. Es jährte sich eben der Tag, an dem das Unglück begonnen hatte. Da dachte Wilm: „Wie fange ich es an, ihm die trüben Gedanken zu vertreiben?" Im gleichen Augenblick fiel ihm eine Geschichte ein, und die wollte er jetzt erzählen. „Vielleicht, daß er darüber seinen Unmut vergißt."

„Du mußt wissen, daß das, was ich dir jetzt erzählen will, vor vielen Tausend Jahren geschehen ist, und wenn es anders geschehen ist, wie ich es dir sage, so soll es nicht schlimm sein. Denn damals, mußt du wissen, ist wohl kaum jemand dabei gewesen, der es hätte aufzeichnen können." Er lachte vor sich hin, und Klaus sagte: „Da wird es wohl mit der Wahrheit nicht so genau genommen."

Und nun erzählte Wilm Kleifeld die Geschichte von der Sonne, die mit anderen, kleineren Sonnen im weiten Raume schwebte und unzufrieden damit war, daß die anderen leuchteten wie sie, da sie doch viel weniger bedeuteten. Um sich nun wieder zu sich selbst zu erheben, warf sie in großer Wut einen Koloß in den Raum hinein, der eine



Aufnahme: Prager

Kleine Mutter —

Ich hab mich heut so müd gesorgt.
Nun sind vom Schlaf mir schwer die Lider.
Mit einem Gutenachtgebet
Leg ich mein artig Püppchen nieder.

Nachts quälen mich oft böse Träume.
Ein wildes Tier bedroht mein Kind.
Doch lausche ich, erschreckt, in's Dunkel,
Heult an den Fenstern nur der Wind.

Da spür ich Mutters leise Hände
Und ich versteh beglückt alsdann,
Daß man um so ein kleines Wesen
So große Sorge haben kann.

Gerd Prager

Weile auf die anderen Sonnen zuflog, sich dann zu besinnen schien und nun toll umherwirbelte. Das war die Erde. „So", sagte die Sonne, „das werdet ihr mir nun nicht nachtun, denke ich. Darin müßt ihr doch zugeben, daß ich euch über bin." Die anderen schwiegen. Die Sonne brüstete sich, und es hatte den Anschein, daß sie auch heller leuchtete.

Eines Tages vernahm sie aus den Fernen, wo die anderen Gestirne leuchteten, ein boshaftes Gelächter. Sie horchte hinüber und schaute auf; doch konnte sie nichts erspähen. Nur darüber blieb ihr kein Zweifel, daß der Spott ihr galt. Nachdem sie lange vergebens das weite Rund des Himmels abgesucht hatte, entdeckte sie einen dunklen Ball, der ruhig in schönem Flug die Erde umkreiste. Sie war nach dieser Entdeckung so verwirrt, daß sie Mühe hatte, sich in ihrer Bahn zu halten. Die Gestirne taumelten vor ihrem Blick, so schwankte sie.

Es gehörte nicht viel Ueberlegung dazu, herauszufinden, daß der Streich ihrem Stolz die Spitze brechen sollte. Er verwundete sie auch tief. Nun hatte die Erde also auch einen Koloß in den Raum geworfen. „Bist du nun auch noch mehr als wir?" riefen die kleinen Sonnen. Sie wußte sich nicht zu lassen vor Wut, es war ihr schwer, ein Wort herauszubringen. „Du wirst bekennen", schrie sie endlich der Erde zu, „daß dieser Ball mir gehört. Ich habe ihn bisher besessen; ich habe ihn dir mit auf die Reise gegeben. Nun du ihn freigegeben hast, muß er wieder zu mir zurück." — „Nimm ihn", antwortete die Erde und lachte. Die Sonne versuchte nun mit aller Macht, ihn zu bekommen; aber es gelang ihr nicht, den Ball auch nur ein wenig an sich zu ziehen. Die anderen sahen ihre Mühe und lachten unbändig. Da hielt die Sonne ein, kümmerte sich nicht mehr um sie und leuchtete.

Das ist meine Geschichte. Wie findest du sie?"

„Die Geschichte ist gut", sagte Klaus aus tiefem Sinnen, „ein anderes aber ist, ob sie auch wahr ist." — „Wie meinst du das? Daß Sonne und Mond und Erde nicht sprechen können, nun, das lasse ich dir gelten. Es kann so also nicht wahr sein. Aber — —" — „Nein, so meine ich es nicht. Aber wenn das oder Aehnliches unter Menschen geschähe, meinst du dann, daß es so geschehen müsse?" — „Das meine ich allerdings."

„Ja", sagte Klaus, „es mag wohl sein. Aber es ist sehr schwer."

Kurz darauf ging Wilm Kleifeld. — Klaus Berns konnte den Becher nicht vergessen. Man hatte ihm etwas genommen, fand er, das sein war. Das begriff er wie ein großes Unrecht, das ihn in tiefster Seele verletzt hatte. Jan Bruders kam hin und wieder; die Freundschaft der beiden hörte auch jetzt nicht auf. Einmal wagte Klaus eine Frage, die den andern in arge Verlegenheit brachte. „Wie war es an dem Tage, Jan, an dem du den Becher gewannst? Hast du schwere Kämpfe gehabt?" Jan Bruders wollte ihm nicht sogleich darauf antworten; dann erzählte er kurz und sprach von anderen Dingen. Nie wieder kamen sie darauf zurück.

Die meiste Zeit lag er allein. Und die Zeit war nicht etwa schwer und nur voll von dunklen Gedanken, wie man glauben sollte, nein, sie wurde ihm mit jedem Tage lieber, und die Stunden, in denen er einsam lag, zählte er zu den hellen und schönen Stunden. Das Schönste aber waren seine Träume. Da war er immer noch der Starke, der alle überwand; ja, in den Träumen fanden seine Kraft und Gewandheit keine Schranke. Aus allen seinen Traumkämpfen zog er mit dem goldenen Becher davon, labte sich an dem lang entbehrten Schein und verwahrte ihn sorgfältig bei den Silbersachen im Glasschrank, der in der Ecke stand. Bald wurden ihm die Träume so lieb, daß er darüber den Tag mit seinen mürrischen Gedanken vergaß. Ach, es kam so weit, daß ihm die Träume lieber wurden als alles, was er mit wachen Sinnen erlebte.

„Du kannst mir glauben", sagte er eines Tages zu Jan, „ich gönne dir den Becher von ganzem Herzen; er kann dir nie so schön und glückvoll werden, wie er mir immer noch ist."

Die Krankheit ging ihren Gang. Auf den Winter wurde es weniger mit ihm. Die ihn besuchten, erkannten ihn fast nicht mehr, und mehr als einer sagte hernach: „War das der starke Klaus Berns, der unser aller Meister war und den Becher fünf Jahre sein Eigen nannte?"

Es war in einer Nacht. Die Mutter wachte. Wie sollte sie schlafen, wenn ihr Junge in Schmerzen lag! Sie ging ab und zu beim Scheine eines Nachtlichtes. Sie spähte durchs Fenster. Draußen schwarze Nacht, kein Mond, kein Stern war da. Sie ließ die Gardine fallen.

Klaus warf sich hin und her; er stöhnte. Die Mutter setzte sich ans Bett, ganz dicht, und nahm seine Hand in ihre beiden. Wie wunderbar das war, von der Mutter Hand gehalten zu werden! Da kam der Schlummer und berührte den Kranken, daß er die Augen schloß. Lange saß die Mutter, ohne sich zu rühren, dann löste sie behutsam ihre Hände von der seinen und erhob sich. Als der Frühschein fiel, erwachte Klaus. Das Nachtlicht war ausgebrannt. Er schaute auf; da saß die Mutter am Bette. Sie hatte die Augen geschlossen, aber wach war sie, das sah er. Sie hatte wohl die ganze Nacht hier bei ihm gewacht. Klaus regte sich nicht. Es war wohl auch Andacht, wenn eine Mutter am Krankenbette ihres Sohnes wachte. Seine Augen vermochten sich nicht von dem zu lösen, was er sah. Ein Gefühl kindlichen Geborgenseins umfing ihn wie aus Kindertagen. „Mutter", sagte er leise vor sich hin. „Muter."

Als Klaus selbst fühlte, wie es um ihn stand, hatte er die Bitte, den Becher noch einmal zu sehen. Jan Bruders kam und brachte ihn und gab ihn Klaus in die mageren Hände. Wie er den Becher besah, weinten alle, die in der Stube waren. Er faßte ihn so fest, wie seine armen Hände es vermochten, und hielt ihn hoch vor die Augen. Jan mußte ihm dabei helfen, so schwach war er. Da leuchtete sein Auge, und es war allen, als tränke er die Erinnerungen und alles Glück, das ihm von dem Becher geworden, für immer in sich.

Und nun begann er mit schwacher Stimme zu sprechen: „Du sollst es wissen, Mutter, und du Jan und ihr alle, daß ich nichts so sehr für mich begehrt habe auf dieser Welt wie den Becher. Aber nun habe ich es überwunden, alles, das müßt ihr mir glauben. Ich fühle mich nun so wohl, so wohl!"

Mühsam tastete er nach der Mutter Hand, als suche er etwas Besseres, und, als ob er es nun gefunden habe, hielt er sie fest in seiner Hand. Tränen liefen über seine Wangen. Jan Bruders wandte sich ab und deckte die Augen mit den Händen zu. Nach einer Weile spürte er eine Stille. Er glaubte, einen Hauch zu hören, der durch die Stille ging: „Mutter", klang sie. Dann wurde die Stille so sonderbar, daß Jan Bruders erschrak. An dem Schluchzen, das nun kam, merkte er, daß Klaus Berns gestorben war.

Als er aufschaute, sah er den Becher auf dem Bette liegen. „Da mag er liegen bleiben", dachte er. „Er soll ihn mitnehmen ins Grab, wenn ich zu sagen habe." Als er später nach Hause ging, war ihm, als sei ihre Freundschaft nun erst recht fest, da sie ein so schönes und sichtbares Pfand mit ins Grab gegeben hätte. Er hatte es immer als ein Unrecht gegen Klaus empfunden, daß er damals den Becher von ihm gefordert hatte, damals, als dem Kranken wohl alles daran gelegen war, ihn zu behalten, als er keine Möglichkeit hatte, ihn zu verteidigen. Er konnte es wohl verstehen, daß es das Schwerste für ihn gewesen war, und daß es wahrhaftig einer nicht kleineren Kraft bedurfte, es zu überwinden, als Klaus Berns sie in seinen guten Tagen gehabt hatte.

Die Kampfspiele wurden nun nie mehr so schön und bedeutend, wie zu der Zeit, da Klaus Berns lebte. Hernach, als die alt wurden, die sie ins Leben gerufen hatten, kamen sie ganz ab; heute weiß man nichts mehr davon.

Nachlese

Von Erwin Jöckel

Zeichnung: W. Allonge

Uebungen am Tisch

Wir stehen in möglichst weitem Abstand vom Tisch, senken den Rumpf und stützen die Arme auf den Tisch. In dieser Stellung erfolgt Federn. Der Helfer drückt dabei kräftig auf die Schulterblätter.

Wir stehen wieder mit mäßigem Abstand vom Tisch, Arme auf den Tisch gestützt. So werden diese gebeugt und gestreckt.

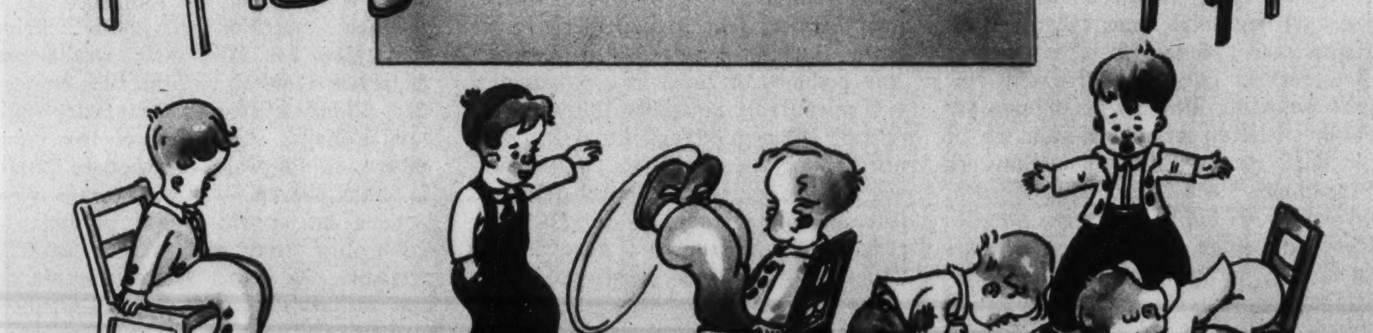
Uebungen am Stuhl

Wir stehen mit Abstand hinterm Stuhl. Wer schwingt sein Bein so hoch wie die Stuhllehne?

Wer schwingt sein Bein über die Stuhllehne? Wenn das nicht gleich klappen will, hält dich jemand an einer Hand fest.

Im Stand auf dem Stuhl – Gesicht der Lehne zugewandt. Wer springt mit Grätschsprung über die Lehne? Erst wird jemand helfen, später geht's von alleine.

Im Sitz auf dem Stuhl beschreiben wir mit den Beinen einen Kreis, versuchen, mit den Händen auf den Boden zu tippen, ohne herunterzufallen!



Aufnahme: Scherdel

Alice Weiß-v. Ruckteschell:

„Nännah!"

Ich muß ordnungsgemäß damit beginnen, daß er Wolf-Harald heißt, Wölfchen, Wolf, Bübchen oder Mummele gerufen wird, und der glückliche Besitzer des Nännah ist. Nännah aber ist weder ein indischer Fakir noch eine geheimnisvolle Bauchtänzerin, wie der Name vielleicht vermuten läßt. Es ist ein ganz gewöhnlicher unansehnlicher Gegenstand, der bei Erwachsenen, namentlich bei nicht zur engeren Familie gehörigen, einen durchaus minderwertigen Ruf, wenn nicht unverhohlener Mißachtung genießt, — aber was wissen schließlich die Erwachsenen? Sie pflegen auf hohem Roß zu sitzen und sich himmelhoch erhaben zu dünken über die Freuden und Leiden des kleinen Mannes. Freud und Leid des Mummele konzentrieren sich nämlich gleicherweise auf den „Nännah" — er ist seine Seligkeit, sein Tröster, sein Besänftiger, seine letzte Zuflucht, wenn alles versagt. Auf hochdeutsch heißt er „Schnuller", und wird trotz ärztlichen Abratens in rauhen Mengen hergestellt, feilgeboten und gekauft. Es muß also ein Geheimnis um ihn walten. Denn ob sich tausende hoffnungsfroher junger Ehepaare gegen ihn verschworen: „uns kommt von vornherein kein solches Ding ins Haus" — hinten nach gehörte er zum eisernen Bestand des Haushalts, — ja, er ward gewissermaßen der Despot, der Tyrann des Hauses.

★

Dies im allgemeinen, und insoweit, als sich das Mummele darin durchaus nicht von seinen abertausenden Artgenossen unterscheidet. Wie schon gesagt, ist des Mummele Verhältnis zu seinem Nännah ein überaus inniges. Der „Nännah" ist sein ureigenster kostbarster Besitz. Nicht, als ob ihm nicht andere, an sich gewiß wertvollere Dinge zu eigen wären — aber bewußt besitzen tut er einzig den „Nännah". Den hat ihm noch keiner streitig gemacht. An seiner Flasche probieren und kritteln sie herum, sein Bettchen schieben sie umher, nehmen es aus, decken es auf und wieder zu, in sein Tellerchen kommen die verschiedenartigsten mehr oder weniger wohl-

schmeckenden Sachen, mit seinem Rasselchen haben sich die Großen oft schon vergnügt, seinen Kreisel zieht der Vater auf, seinen Hampelmann läßt Großmutter tanzen — — an seinem Nännah hat sich noch keiner versucht! Und wenn ihn je einer an den Mund führt — der Mummele ist längst schlau genug, festzustellen, daß dies nur a n, aber nie i n den Mund geschieht —, wenn der Betreffende scheußliche Grimassen zieht, und, sich schüttelnd, keift: „Brr — der olle eklige Nännah" — — der Mummele sagt nur „Nännah", braucht nur die Händchen auszustrecken — und er hat ihn, führt ihn zielsicher zum Mäulchen, und seine kleine, vorerst nur aufs Materielle eingestellte Phantasie saugt Nektar und Ambrosiam, saugt — je nachdem — Hoffnung, Trost, Besänftigung, Anregung oder Ruhe und Schlaf aus der rätselhaft wundervollen Gummihülse.

Als er ganz klein war, brauchte er bloß herzhaft loszubrüllen, und der „Nännah" kam. Er war da. Und man konnte an ihm ziehen, so viel man wollte, es kamen weder Bauchgrimmen noch Verschlucken, noch jemals irgendwelche Unlust- oder Beschwerdegefühle mit ihm. Als er größer wurde, weckte er mit dem Sehnsuchtsschrei „Nännah!" das Haus zu nachtschlafendsten Zeiten. Dann wurde Licht gemacht, Decken aufgeklopft, Kissen umgewühlt, bis einer das erlösende „Da ist er ja!" ausrief. Mit dem „Nännah" kehrten Nachtruhe und Schlaffrieden wieder ein.

Daß er ihn je einmal nicht gehabt haben sollte, ist dem Mummele unvorstellbar. Noch unvorstellbarer, daß er ihn einmal nicht mehr haben könnte. Man hat zwar versucht, ihn ihm zu verekeln — pfui, der häßliche Schnuller, solch großer Bub braucht doch keinen Schnuller mehr —, aber der Mummele hält ihm eine schier bewundernswerte Treue, er strahlt ihm entgegen, ruft selig „Nännah!", klopft sich den kleinen runden Bauch vor Behagen und überwindet durch seine unverbrüchliche Anhänglichkeit alle dräuenden Trennungsversuche. Wohlgemerkt: Nännah bleibt Nännah — wenn es auch nicht immer d e r Nännah ist. Zwei hat er zerzupft, drei hat er zerbissen, einige — ich weiß nicht, wieviel — verschwanden rätselhafter Weise auf Nimmerwiedersehen. Jedesmal hieß es: So. Dies war der letzte. Nun bekommt er keinen mehr." Und dann fand sich immer wieder, und zwar erstaunlich schnell, einer, der einen neuen zur Stelle brachte. Ob aus Mitgefühl oder aus selbstischen Gründen, wer weiß das? Der Mummele ist ja auch noch in dem glücklichen Alter, wo man sich an den Tatsachen durchaus genügen läßt, und über irgendwelche Ursachen nicht zweifelt oder herumdeutelt.

Freilich: seit er auf seinen zwei strammen Beinchen herumwackelt, muß sich der Nännah manche Demütigung widerfahren lassen. Er wird allerorts mitgeschleppt, um dann mit jubelndem „Da!" oder „Babumm!" schwungvoll irgendwohin geschleudert zu werden und dann in Vergessenheit zu geraten. Er ist tagsüber zum Spielzeug geworden, und wird nur noch nachts zum Bedürfnis. Oder aus Anlässen weltschmerzlicher Regungen zum Tröster. Wenn der Mummele fällt und sich wehgetan hat, oder wenn ihm etwas allzu Menschliches passiert (was ihn in große Beschämung und Verzweiflung versetzt), wenn er gezankt wird, oder die Mamma gerade nicht Zeit für ihn hat — dann muß der Nännah her. Und einschlafen tut er überhaupt nicht ohne ihn. Weder mittags noch abends. Ehe er „Bapen" geht, läuft er an sein Bettchen und vergewissert sich, ob der Nännah bereit liegt. Wehe, wenn dies nicht der Fall ist! Und es ist keineswegs immer der Fall. Denn seit der Mummele entdeckt hat, daß fast alle Dinge außer ihrer glatten Außenauch noch eine weit geheimnisvollere I n n e n seite haben, beginnt er, in alles Mögliche allerhand Unmögliches hineinzupraktizieren. Und das willigste Opfer ist und bleibt der Nännah. Er wandert in alle Schubladen, er wandert in den Kleider- und Küchenschrank, er liegt gleicherweise geduldig im Kohleneimer, wie in der Spülschüssel, er verhält sich ebenso lautlos in Vaters Pantoffel wie in Mutters Handtasche, und es scheint ihm völlig gleichgültig, ob er im Sessel oder unterm Sofa liegt. Nur in den Flaschenhals hat er sich noch nicht stopfen lassen.

Jeden Abend also vor dem Zubettgehen muß gesorgt werden, daß der Nännah vorhanden sei. Dann beginnt ein heiteres und erheiterndes Gesellschaftsspiel: Erst läuft der Mummele zum Bettchen, dann tappt er von einem Möbel zum andern. „Nännah — Nännah!" — aber kein Rufen, kein Locken hilft, und sein Stimmchen wird erst lauter und dann leise und weinerlich.

Er läßt sich auf alle Vier nieder und krabbelt unter den Tisch; er legt sich platt aufs Bäuchlein und äugt unters Sofa. Immer mit dem schmerzlichen Lockruf „Nännah! Nännah!" —

Allmählich kommt Bewegung in die Familie. Stühle werden gerückt, Kissen werden geschüttelt, einer stülpt die Pantoffeln um, einer leert den Briketteimer aus. „Hast du schon im Schlafzimmer nachgesehen?" „War der Bücherschrank vielleicht mal offen?" Eins steckt die Nase ins Goldfischglas, eines räumt die Schultasche um und um — zuletzt krabbelt alles, groß und klein, dick und dünn, jung und alt, am Boden herum, und wenn etwa ein Unberufener zu dieser Stunde hereinkäme, er würde die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen und argwöhnen, in ein Tollhaus geraten zu sein. Bis schließlich der Erlösungsschrei „Ich hab ihn!" den bösen Bann löst, und sich die in besessene Vierfüßer Verzauberten wieder in gesittete, durchaus normale Menschen zurückverwandeln, und der brüllende Mummele als rosiges Blondengelein, den Nännah zwischen selig lächelnden Lippen, im Bettchen liegt.

Nun, man kann sich an alles gewöhnen. Und wenn man dazu nicht gewillt ist, kann man der Sache schließlich auch abhelfen. Wundgerutschte Knie und ein schmerzendes Kreuz bewogen mich zu letzterem. Und so wurde der Mummele schärfstens beobachtet, w o er seinen Nännah etwa fallen ließ, und dieser wurde vor dem Schlafengehen ins Bettchen gelegt, fein säuberlich aufs Kopfkissen. So, nun gibt es endlich einen geruhigen Abend.

Seht, und nun kam des Mummele Stündlein zum „Bapagehen„ und sein werbender Ruf „Nännah! Nännah!" erfüllt das Haus. Er legte sich schon aufs Bäuchlein, bereit, wie ein flinkes Schlänglein unters Sofa zu ringeln, da ruft eine Stimme vom Bettchen her: „Aber da ist er ja, der Nännah!" Der Mummele scheint nicht zu hören; er wendet das Köpfchen ein wenig, linzt hinterm Sofabein hervor: wie kann er da sein, der Nännah, wenn ihn doch keiner gesucht hat? Und mißtrauisch, während er bäuchlings unter den Tisch rutscht, schielt er von einem zum andern: will denn heute keiner mitmachen?

Nein, es scheint wahrhaftig so. Da stehen sie herum, lachen, als wenn ihnen wer weiß was Angenehmes begegnet wäre, und rufen „Mummele! komm doch, Mummele — da ist er ja, der Nännah!"

Der Mummele stutzt. Und dann begreift er langsam. Aber w a s er begreift, ist weltverschieden von dem, was die Großen erwartet haben. Denn seht: der Mummele hockt sich unter den Tisch, schiebt die Unterlippe vor, reibt sich ein paarmal — wie um ein Trugbild zu verscheuchen — mit den Fäustchen im Gesicht herum, und dann beginnt er ein ohrenzerreißendes Gebrüll.

„Nännah! Nännah!" schluchzt der Mummele, als er endlich unterm Tische hervorkommt und schlägt nach ihm. Er ist so voll Gram und Gekränktheit, daß er selbst dem geliebten Nännah grollt. Und die Großen stehen verständnislos herum und können absolut nicht begreifen, daß sie dem Mummele sein schönstes Vergnügen zerstört haben: sie alle mit ihm um die Wette am Boden kriechen zu sehen und einem Etwas nachzujagen, das ihm allein gehört hat.

Das Kind und sein

Von Heinz Rahms

Vor einigen Tagen besuchte uns eine bekannte Familie mit ihrem kleinen Sohn Günther. Ein Jahr und drei Monate ist der Knirps alt, aber mit großem Vergnügen setzt er schon Bein vor Bein und wackelt noch etwas unsicher durch die Zimmer. Eine Weile saß Günther zufrieden auf dem Schoße der Mutter, doch dann wollte er umherlaufen und auf Entdeckungsreisen gehen. Diese Schranktür läßt sich doch so herrlich auf- und zumachen! Und jenes Tischtuch kann man mit einem Ruck herunterziehen! Doch auf dem Tische lag ein Buch, ein Buch mit Bildern aus dem Soldatenleben. Beim Herabziehen der Decke rutschte es auf den Teppich dicht neben den verblüfften Günther. Im Nu war die Decke vergessen. „Billa! Billa! rief er. Das kannte er also schon und wußte, daß in einem solchen Papierdings „Bilder" zu sehen waren. Er schleppte also das Buch ziemlich pietätlos zu seiner Mutter und bettelte: „Billa, Billa!"

Soll man das sagen, daß ein fünfzehn Monate altes Kind ein solches Verhältnis zu einem Buche hat! Wie stark dieses Verhältnis schon ist, zeigte sich, als die Mutter dem Wunsche des Kindes nachkam und mit ihm in dem Buche „las". Mit den noch so kleinen Patschhänden arbeitete Günther auf den Bildseiten umher, und bei jedem dargestellten Mann, ob es nun ein Kopfbild oder ein solches war, das den ganzen Menschen darstellte, rief er: „Papa!" Er sprach also jedes männliche Wesen als „Papa" an, wobei zu bemerken ist, daß er das auch tat, wenn er auf der Straße einen Mann vorbeigehen sah. Immer wieder machte der kleine Kerl mit der gleichen Freude die gleiche Feststellung: „Ein Papa! Ein Papa!" Und diese Freude vermittelte ihm das Buch.

Das Bilderbuch spielt überhaupt im kindlichen Leben eine große Rolle. Hier tut sich dem Kinde eine bunte fremde Welt auf, besonders dann, wenn das Kind schon etwas größer ist und über alles Gesehene lustig plappert. Dann ist es höchst ergötzlich, mit so einem kleinen Wesen ein buntes Bilderbuch durchzusehen.

Mit ihren ungeschickten Händen macht Klein-Hilde urkomische Bewegungen, um das Buch mit den dicken, unverwüstlichen Pappseiten aufzuschlagen. Doch die Mühe lohnt sich! Ein buntes Bild! Eine Kuh, mit kräftigen Strichen gezeichnet und grell bemalt. „Muhkuh!" sagt Hilde; schon ist sie beim andern Bild: „Hottehott!" Und so geht es weiter: „Wauwau! Mählämmchen! I-A-Esel! Ga-Ga-Ente!" Ein wunderbares Beschäftigungsmittel ist solch ein Buch; bald kennt es Klein-Hilde ganz genau. Sie weiß auch schon, ob das Buch auf dem Kopfe steht und dreht es entrüstet herum, wenn man sie anführen will. Mit jedem Bild feiert sie sozusagen ein Wiedersehen, ob sie es täglich nur einmal oder gar drei- und viermal betrachtet.

Und wenn nun Klein-Hilde bei einem Spaziergang eine Entenschar sieht, dann kommt mit Sicherheit der Ruf: „Ga-Ga-Ente!" Ein Zeichen also, daß sie die Ente, von der sie nur aus dem Buche wußte, klar erkennt. Es ist hier durch das Bilderbuch dem Kinde ein Wissen vermittelt worden, das zwar noch recht einfach ist, aber den Gesichtskreis des Kindes geweitet

ein Bilderbuch

Scherenschnitt von Ost

hat. Ja, man kann sogar sagen, daß das Kind die starren Wesen der Zeichnungen des Bilderbuches in seiner Phantasie lebendig werden läßt. Oft hat das Kind kein Unterscheidungsvermögen und behandelt das Bild als ein lebendes.

So las ich folgende kleine Geschichte von einem vier Jahre sieben Monate alten Jungen: „Als er heute ein Bild betrachtete, das eine Kriegsszene darstellte, in der ein Soldat gerade einen anderen erschossen hatte, ging das dem Jungen sehr zu Herzen, er holte sofort sein Gewehr, legte die Mündung des Laufes genau auf den Kopf des feindlichen Soldaten, drückte den Hahn ab und — atmete erleichtert auf: „So, jetzt hab' ich den auch totgeschossen, weil er den andern Soldaten totgeschossen hat!" — Hier zeigt sich eine merkwürdige Verquickung von Wirklichkeit und Phantasie in dem Seelenleben des Kindes. Der Junge nahm da eine symbolhafte Handlung, eben die des Tötens, vor, um das in ihm aufkommende Gerechtigkeits- und Rachegefühl zu befriedigen. Dabei spielt es keine Rolle, daß der Soldat nur ein Bild ist und daß das Gewehr nicht schießt.

Sehr bald merkt das Kind auch, daß da auf dem Papier allerlei Zeichen stehen, die einen Sinn geben, die man auch aussprechen kann. — Inge ist ein Mädelchen von fünf Jahren. Sie hört für ihr Leben gern die Mutter Märchen erzählen. Aber der Märchenvorrat der Mutter ist bald erschöpft; so greift sie zum dicken Märchenbuch. Das ist nun eine große Freude für Inge. Des öfteren schleppt sie das dicke Buch, das sie kaum zu tragen vermag, herbei, und die Mutter muß vorlesen! Inge hat also bald herausgekriegt, daß das Buch ein Mittel ist, daß da in dem Buch „Märchen drin sind". Ohne das Buch kann die Mutter nicht erzählen. Aber Inge hat ein gutes Gedächtnis. Wenn sie eine Geschichte dreimal im gleichen Wortlaut gehört hat, kann sie sie auswendig. Und nun überrascht die Mutter eines Tages ihre Inge, wie sie auf dem Fußbänkchen sitzt, das Märchenbuch auf den Knien hält und laut „liest". Mit dem Finger fährt sie über die Zeilen: „... und da kam der Königssohn ..." Der Nachahmungstrieb hat das kleine Mädchen ans „Lesen" gebracht, eigentlich muß man sagen „ans Lesenspielen", denn es ist der gleiche seelische Vorgang wie beim Spielen, wenn hier die Tätigkeit des Lesens nachgeahmt wird, genau so wie bei anderer Gelegenheit das Arbeiten des Bäckers beim „Kuchenbacken" im Sande.

Daß dem Kinde früh die Symbolkraft der Buchstaben aufgeht, zeigt sich, wenn ein vierjähriger Junge z. B. Verse in einem Bilderbuch, die unter den Bildern stehen, „abliest", richtig Zeile für Zeile zeigt, aber die Verschen nur auswendig hersagt. Zu jedem Bild gehört ein Vers, den kennt er ganz genau, er vertut sich nie dabei. Er weiß aber auch, daß der Vers da unten geschrieben steht. Die Zeichen bedeuten das und das, so hat er es jedesmal von Vater oder Mutter gleichlautend gehört. Er weiß also, daß die Buchstaben einen ganz bestimmten Sinn haben.

Mit dem Eintritt des Kindes in die Schule bekommt es ein anderes Verhältnis zum Buch. Das rein Spielerische hört auf. Die Fibel ist ein Arbeitsbuch. Wohl

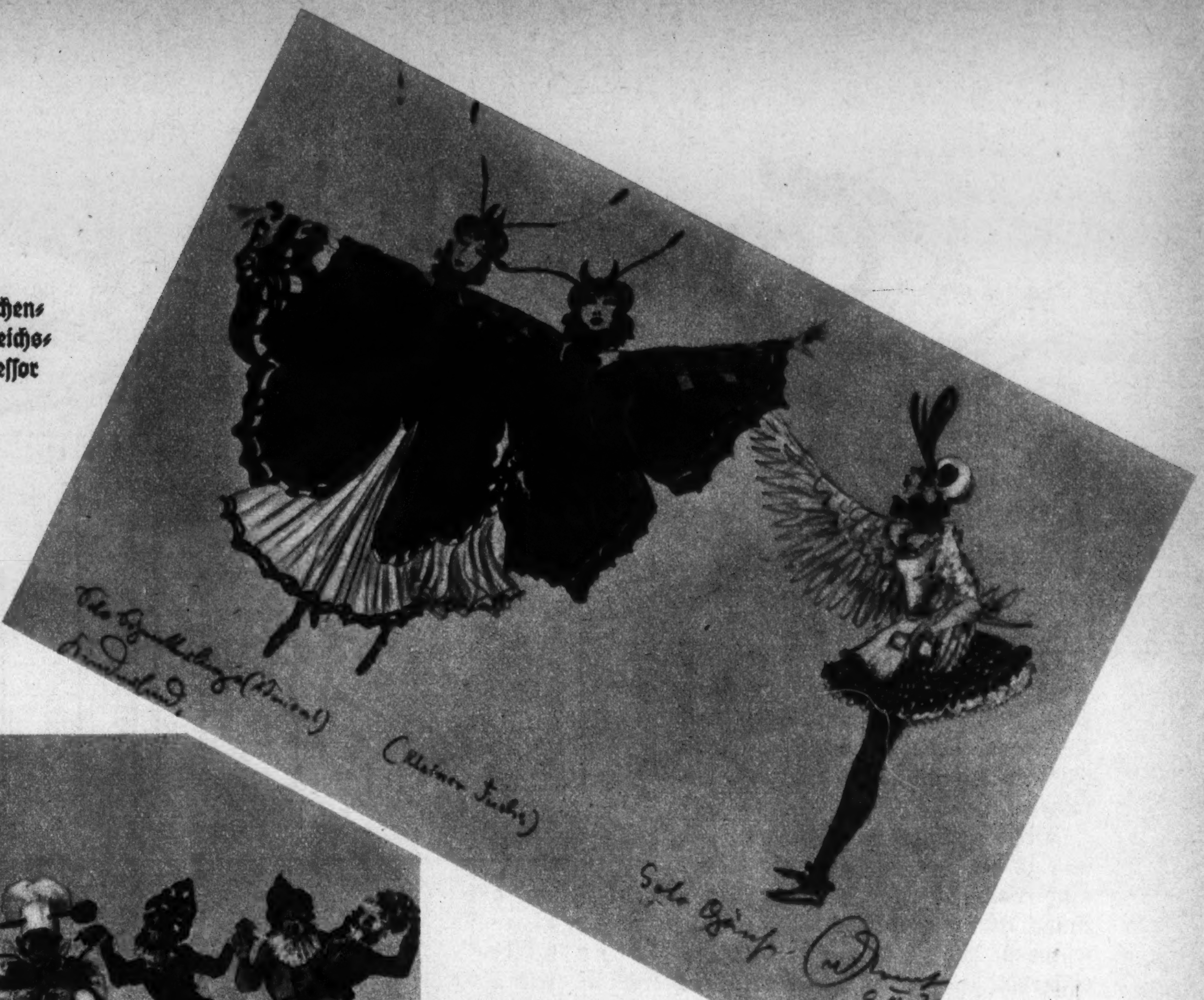
ist die Arbeit möglichst zum Spiel gemacht, und das Lernen wird dem Kinde weitgehend erleichtert. *Das Buch und seine Zeichen*, die Buchstaben, erfüllen die ganze Arbeit während des ersten Schuljahres. Man mache es sich immer wieder klar, was in diesem Jahre das Kind leisten muß! Unsere Kultur ist ohne Schrift und Buch nicht zu denken. In diesem Lebensjahre wird dem Kinde der Grund zur Schreib- und Lesefertigkeit gelegt, damit der erste Zugang zum geistigen Leben des Volkes erschlossen. Dieser erste Schritt ist nicht leicht. Gewiß, die Fibel ist ein dünnes Buch. Aber in ihr stecken 6 mal 26 Zeichen, die das Kind nicht nur einzeln kennen muß, sondern sie auch in allen nur möglichen Verbindungen zusammensetzen und noch den darin verborgenen Begriff erkennen soll. Da ist das Alphabet der kleinen und großen *deutschen Schreibschrift*, da ist das Alphabet der kleinen und großen *deutschen Druckschrift*, da ist endlich das Alphabet der kleinen und großen *lateinischen Druckschrift*. Die lateinische Schreibschrift lernen die Kinder erst in späteren Schuljahren. Wenn ein Kind am Ende des ersten Schuljahres fließend einfache Wörter aus dem Buche lesen kann und auch ihren Sinn versteht, dann hat es in dem Jahre wirklich allerhand geleistet. Dieses Lesenkönnen bedeutet andererseits aber ungeheuer viel für das Kind. Jetzt kann es seine Bilderbücher *selbst* lesen, kann es selbst die schönen Märchen *lesend* nacherleben. Das Kind merkt auch bald, daß ihm nun eine Welt, die bisher nur eine Welt des Erwachsenen war, auch erschlossen ist, daß es den „Schlüssel" dazu selbst in der Hand hält.

Und bald erwacht in dem geweckten Knaben der Wunsch, *auch* so ein Buch, ein „*richtiges*" Buch, kein „Kinderbuch", wie das Bilderbuch, sein eigen zu nennen. Ich kann mich noch sehr genau auf mein erstes mir ganz eigentümliches Buch besinnen. Schade, daß ich es heute nicht mehr habe. Ich würde ihm einen Ehrenplatz unter meinen Büchern einräumen, denn an ihm ist mir das *Wesen des Buches* als Junge von sieben Jahren zum ersten Male aufgegangen. Es war ein schmales Bändchen, blau gebunden mit einem farbigen Titelbilde. „Gullivers Reisen" hieß es, und enthielt jene bekannten Geschichten von Gullivers Abenteuern bei den Riesen und den Liliputanern. Ganz deutlich spüre ich noch heute das Fremdartige, das mich aus jenem Buch anwehte. Die andersartigen Ausdrücke, die vollständig veränderte Welt, die sich da auftat, das Mitgerissenwerden in die Unwirklichkeit der Phantasie, alles das nahm mich ganz und gar gefangen. Ich lebte tagelang nur einen Wachtraum, sah überall die Riesen und die Zwerge, und bildete mir schließlich ein, ich sei auch nur hier bei den Menschen gelegentlich einer Reise, in Wirklichkeit gehöre ich in ein anderes Land.

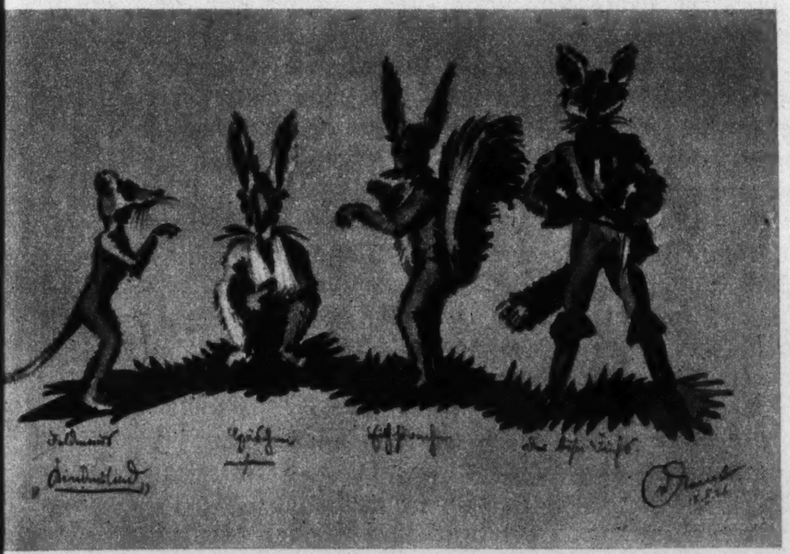
Es ist wirklich so, das erste Buch, das ich besaß, hat mich gleich an die Hand genommen und in eine „*andere, bessere Welt*" geführt. Dieses „*Fernsein*" ist eine der suggestiven Wirkungen, die vom guten Buch ausgehen. Doch kommt noch ein anderes hinzu: *die Befriedigung des Wissensdurstes*. Auch hier spielt der Reiz des Fremdartigen eine große Rolle.

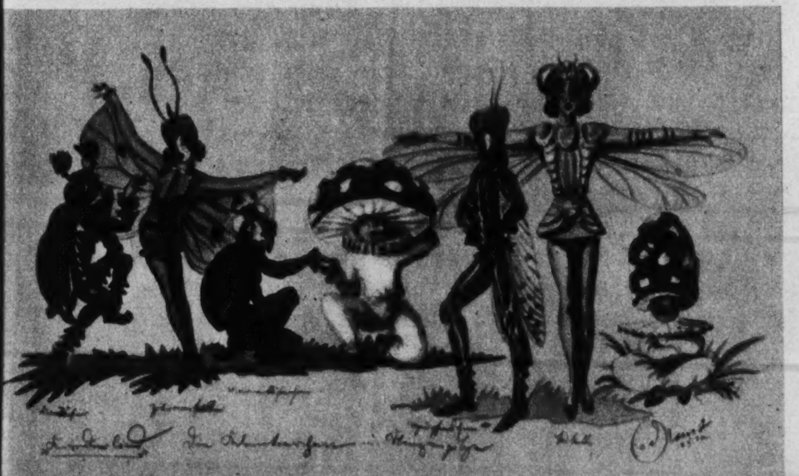
Mir sind zwei Jungen im Alter von 10 und 11 Jahren bekannt, deren größte Freude es ist, bei ihrem Großvater ein dickes Buch mit dem Titel: „*Im Reiche der Technik*" zu wälzen. Darin sind die Entwicklungsstadien der wichtigsten Maschinen und Werkzeuge dargestellt. Es ist anzunehmen, daß die Jungen noch sehr wenig von diesen Dingen verstehen. Aber das ist vielleicht der Grund, weshalb die Jungen immer wieder das Buch durchstudieren. Bei jeder Durchsicht schreitet ihre Erkenntnis weiter fort. Sie arbeiten sich so unmerklich aber sicher in die Welt des technischen Denkens ein. Vielleicht bildet sich daraus der *Berufswunsch* der Jungen, die dann plötzlich mit der Bitte herauskommen können, *Ingenieur* werden zu dürfen.

Mit der fortschreitenden Fähigkeit und Fertigkeit des Lesens wird das eigentliche Lesen mehr und mehr



Zeichnungen zu Märchen-Dekorationen des Reichsbühnenbildners Professor Benno v. Arent



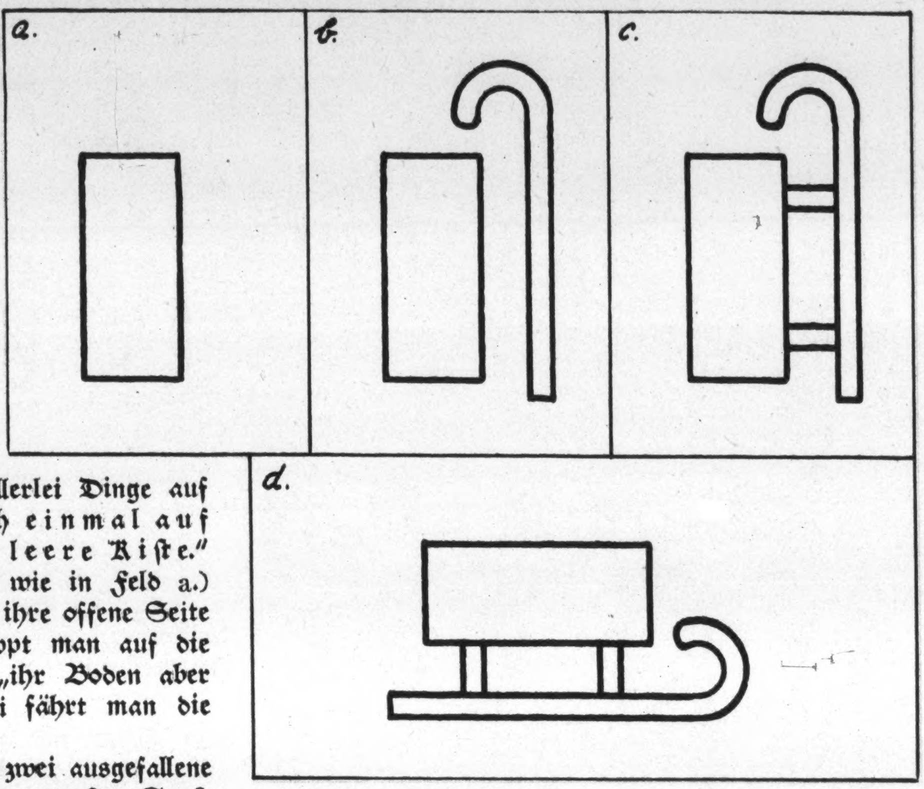


Aufnahmen: Dr. Weskamp

zum Mittel und zum Werkzeug, sich gewissermaßen „Genüsse" zu verschaffen. Denn was ist es anders, wenn der 13jährige Junge mit heißen Backen in der Ecke sitzt und dicke Bände wälzt. Mit einer spannenden Indianergeschichte fängt es an, dann kommt der „Seeteufel" an die Reihe, dann „Von Pol zu Pol" von Sven Hedin. Und dann beginnt die Lesewut! Je stärker die Phantasie angeregt wird, desto mehr will sie befriedigt werden. Hält sich das Lesen in geordneten Bahnen, dann soll man den jungen Menschen nur ruhig lesen lassen. Man soll froh sein, daß er eine nutzbringende Beschäftigung gefunden hat, denn Lesen bildet auf jeden Fall! Aber gefährlich wird die Sache, wenn der Junge oder das Mädchen nicht mehr aufhören können und sich dann die unmöglichsten Schmöker, Kriminal- und andere Hintertreppenromane oder Indianerschmöker mit ihrer verlogenen Romantik besorgen und ausleihen! Dann wird das schlechte Buch eine Gefahr für den jungen Menschen. Das ist auch dann der Fall, wenn an sich gute Bücher in der Unzahl gelesen werden und die tägliche Pflicht darüber versäumt wird!

Später legt sich die Lesewut von selbst wieder. Inzwischen hat die Schule ihre Schüler hingeführt zu den wertvollen Schätzen unserer deutschen Dichtung, und der junge Deutsche erkennt, daß das Buch der Träger und Vermittler unseres deutschen Geisteslebens ist und daß das Buch das Schwert des Geistes genannt werden kann. Hat er das begriffen, dann wird er dieses Schwert auch zu nützen wissen und an seiner Stelle mitkämpfen für deutsche Kultur und Sprache.

Von der Kiste, die sich so langweilte



(Während wir dem Kinde das nachfolgende Märchen erzählen, führen wir den Anweisungen nach im gegebenen Augenblick gewisse Striche aus, die einen Schlitten entstehen lassen.)

Wir beginnen zu erzählen: „Es war zu der Zeit, wo man die Böden noch voller Gerümpel hatte und allerlei Dinge auf ihnen herumstanden. Da lag auch einmal auf einem Boden eine kleine leere Kiste." (Hierbei zeichnet man das Rechteck wie in Feld a.) „Man hatte sie so hingeworfen, daß ihre offene Seite nach der Wand zu sah" (dabei tippt man auf die linke Längslinie des Rechtecks), „ihr Boden aber in den Raum hineinschaute" (dabei fährt man die rechte Längslinie entlang).

In diesem Boden hatte die Kiste zwei ausgefallene Astlöcher, und den Mäusen machte es großen Spaß, im Spiel sich durch diese Astlöcher hindurchzuzwängen und in der leeren Kiste herumzurasen.

Außer unserer Kiste befanden sich auf dem Boden noch ein ausgedientes Fahrrad, ein alter Bettschirm, ein Kasperletheater und viele Gardinenstangen. In der allernächsten Nachbarschaft der Kiste aber lag ein Spazierstock." (Jetzt zeichnet man den Stock auf, wie er in Feld b zu sehen ist.) „Es war ein guter, derber Stock mit einer kräftigen Krücke. »Ach«, dachte die Kiste, als er einmal besser beleuchtet als sonst dalag, »mit dem muß ich doch ein bißchen Bekanntschaft machen. Sonst stirbt man ja hier vor Langeweile.«

Also schickte sie eine der Mäuse, die in ihr herumspielten, mit einer Botschaft hinüber zu dem Spazierstock. Die Maus, lustig und gefällig, sprang durch eins der Astlöcher aus der Kiste und lief schnurstracks hinüber zum Spazierstock." (Hierbei zeichnet man die oberste Verbindungslinie zwischen Kiste und Stock, siehe Feld c.)

„»Herr Spazierstock«, sagte sie, »ich soll von der Frau Kiste einen schönen Gruß ausrichten, und sie langweilte sich so furchtbar!«

Der Spazierstock, der einem höflichen Herrn gehört und sehr gute Manieren hatte, überlegte ein Weilchen. Als er die Antwort gefunden hatte, schickte er die Maus damit zur Kiste zurück. Das Tierchen sprang also wieder hinüber und zum Astloch hinein." (Dabei zeichnet man, diesmal aber von rechts nach links, den zweitobersten Verbindungsstrich.)

„»Frau Kiste«, sprach die Maus, »der Herr Spazierstock läßt Ihnen sagen, es täte ihm ganz außerordentlich leid, daß Sie so sehr unter der Eintönigkeit hier litten, aber er könnte zu seinem größten Bedauern an der Sache nichts ändern!«

Die Kiste gab sich damit nicht zufrieden. Nach einem Weilchen schickte sie eine andere Maus zum Spazierstock hinüber. Die Maus nahm hier den Weg durch das zweite Astloch und war im Nu an ihrem Ziel." (Man zeichnet bei diesen Worten die dritte Querlinie weiter unten, siehe Feld c.) „Hier mußte sie sagen: »Herr Spazierstock, die Frau Kiste läßt sagen, ob denn wirklich gar kein Funken Hoffnung bestände, daß sie noch einmal im Leben aus der Bodenkammer herauskäme?«

Der Spazierstock überlegte sich diesmal die Antwort noch länger als das letztemal. Dann aber prägte er der Maus die Worte ein: »Frau Kiste, der Herr Spazierstock meint, Hoffnung lasse nicht zuschanden werden, und schließlich seien ja noch viel merkwürdigere Dinge auf Erden vorgekommen, als daß man eine Kiste oder einen Spazierstock wieder einmal vom Boden heruntergeholt habe.«

Die Maus lief zurück" (dabei wird unten die letzte Querlinie gezeichnet), „aber noch ehe sie recht durch das Astloch in die Kiste hinein verschwunden war, da hatten sich schon die prophe-

tischen Worte des Spazierstockes erfüllt — da war nämlich aus alledem ein einfacher aber hübscher Schlitten geworden, der sich jetzt aufrichtete." (Man dreht bei diesen Worten das Papier so um, daß das Bild wie in Feld d erscheint.) „Und kaum stand er auf den Kufen, so wurde auch die Bodenkammertür schon aufgerissen, zwei derbe Buben stürmten herein, jubelten laut über den entdeckten Schlitten und schleppten ihn sofort ins Freie nach einem verschneiten Abhang, wo sich die Jugend mit Rodeln ergötzte!

Nun war es mit der Langeweile der Kiste, die ein Schlittenkasten geworden war, gründlich vorbei. Hören und Sehen verging ihr jetzt, wenn einer der wilden kleinen Kerle in ihr kauerte und den Hang so tollkühn hinuntersauste, daß sie jeden Augenblick fürchten mußte, umzuschlagen und aus den Fugen zu gehen! „»Ach, wie friedlich war es doch auf unserem Boden!« dachte sie dann reuevoll. Und als endlich eines Tages aus dem blendenden Schnee ein schauerlicher Schlamm geworden war und man den Schlitten wieder unter das Dach zurückbrachte, da war niemand einverstandener damit, als die Kiste selber, und sie wünschte nur, daß der nächste Winter recht, recht schneearm werden möchte!

Es war ihr eben gegangen wie mancher Frau, die für ein ungekränktes, friedliches Leben nicht dankbar ist, sondern immer nach allerlei Abwechselung verlangt — bis sie dann einmal in solche Unruhe geworfen wird, daß sie den alten Zustand von Herzen schätzen lernt."

Käthe Altwallstädt

Spielstunde

Aufnahme: Agfa-Bildarchiv

Elternsorgen

Wenn der Vater heim kommt ...

Großmutter kommt am frühen Nachmittag zu ihrer Tochter auf Besuch. Sie wundert sich gleich, daß die Enkelin nicht wie immer vergnügt und quecksilbrig angesprungen kommt, sondern still beiseite bleibt.

„Na, Ingelein — was ist mit dir? Bist doch nicht krank?"

Ingelein antwortet nicht, bekommt einen roten Kopf und wendet sich mit einem hörbaren Schluchzen ab.

„Laß sie nur", erklärt die Mutter. „Sie war heute recht ungezogen und hat nun vor dem Augenblick Angst, wenn Vati nach Hause kommt und ich ihm alles erzählen werde. — Ja, nun heule nur! Vati wird dich schon nachher strafen!"

„Da kann einem ja wahrhaftig die Freude an dem Besuch bei euch vergehen," brummt Großmutter. Aber sie meint damit nicht die Inge, sondern sie ist auf ihre Tochter ärgerlich. Sie nimmt sie auch gleich beim Arm und zieht sie in die Küche hinein; schließt dann die Tür, damit Inge das Gespräch nicht hört. Dann sagt sie:

„Du verdientest selber Strafe! Was hast du denn für eine merkwürdige Art von Erziehung? Ingelein ist ein so liebes Ding, was wird sie denn schon groß angestellt haben — —"

„Sie hat die gute Kristallschale vom Tisch gerissen!"

„Das ist ärgerlich — ich gebe das zu. Aber dann strafe doch das Kind gleich; gib Inge einen strengen Verweis oder einen Klaps — wie du das für richtig hältst. Ich wäre für den Klaps! Aber rolle den Fall nicht gleich noch einmal auf, wenn dein Mann von der Arbeit kommt. Er ist müde, abgespannt; er freut sich auf frohe Gesichter, auf seine springlustige Inge. Statt dessen erzählst du ihm eine lange Litanei von Inges Unart und verdirbst ihm den ganzen Abend.

Außerdem, liebe Tochter, stellst du dir damit selbst in Punkto Erziehung ein Armutszeugnis aus!

Laßt doch die Kinder zufrieden!

Ich sitze in der Eisenbahn, mir gegenüber sitzt eine Frau; auf derselben Bank wie ich lehnt in der Ecke ein kleines Mädel und schläft. Es ist kein Kunststück, zu erkennen, daß die Frau die Mutter des Kindes ist; denn sie läßt es kaum aus den Augen und sie streichelt ihm immer wieder liebevoll über das Köpfchen. Immer wieder. Und es ist kein Zweifel, daß diese mütterliche Zärtlichkeit echt ist. Aber ich mache mir doch meine Gedanken: das Kind ist müde, und es könnte auf der langweiligen Fahrt wirklich nichts Besseres tun als schlafen. Warum stört es die Mutter? Vielleicht hat sie in einer mühevollen Alltagsarbeit sonst wenig Zeit für das Kind; vielleicht ist sie also eigentlich enttäuscht darüber, daß das Kind schläft, und möchte es mit ihrem Streicheln aufwecken; vielleicht ist es auch nur ihre eigene Rastlosigkeit, die einen Gegenstand sucht — ich kann das selbstverständlich nicht wissen. Abėr ich meine doch: sie sollte es lieber schlafen lassen, das Kind.

Ein paar Tage später sehe ich in derselben Bahn die Szene, die ich leider schon so oft gesehen habe, immer mit dem gleichen Widerwillen. In einem verdächtig neuen Kinderwagen liegt ein staunender Säugling, über den sich die Köpfe von zwei, drei oder mehr Erwachsenen beugen. Wenn i c h der Säugling wäre, staunte ich auch: daß nämlich die Erwachsenen so schrecklich kindisch sind und daß sie sich wie schlechte Clowns benehmen. Als Säugling wüßte ich allerdings noch nicht, was ein Clown ist, und das wäre gut — für die Respektspersonen von Eltern, Onkeln, Tanten, Großväter und Großmütter. Aergern würde ich mich aber bestimmt und ich würde vor Wut brüllen, genau wie der Säugling, den ich nun wider Willen betrachte. Das will sagen: wider Willen betrachte ich die mir gleichaltrigen Erwachsenen und ich schäme mich für sie. Denn sie schneiden die unmöglichsten Gesichter, sie geben die verrücktesten Töne von sich, sie fuchteln mit den Händen vor der Nase des Säuglings herum — wenn ich nicht wüßte, was los ist, hielte ich sie alle miteinander für Vollidioten. Aber sie sind sonst alle ganz normal, sie wollen nur den Säugling unterhalten, zum Lachen bringen, ihn auf sich aufmerksam machen, und verstehen es eben nicht besser. Sie können sich während ihres albernen Getues auch nicht im Spiegel sehen, ... das ist ebenfalls eine gewisse Entschuldigung. Aber unentschuldbar ist, daß sie das Kind nicht in Frieden lassen können. Im Gegenteil, sie lehren das Kind: wenn ich beachtet werden möchte, aber nicht beachtet werde, dann ist es am besten, den Hanswurst vorzustellen, „Faxen zu machen", „verrückt zu spielen". — Jetzt werden Sie wohl sagen: ein so kleines Kind versteht das doch noch nicht. Aber ich antworte: vielleicht versteht es das noch nicht, sicher denkt es nicht darüber nach, aber es h a n d e l t dementsprechend, und das ist viel schlimmer! Auf e i n e n Gedanken kommt das Kind jedenfalls bestimmt nicht: daß die großen Leute, die sich so albern aufführen, ihm damit eine Freude bereiten möchten. Ich wundere mich immer wieder, daß Kinder, denen man täglich so was vormacht, nicht nach und nach zu Trotteln werden; aber es ist ja überhaupt erstaunlich, was ein gesundes Kind an Dummheiten seiner Erzieher und ihrer Freunde aushält.

Jeder und jede von uns kann Tag für Tag dieselben Beobachtungen machen: Kinder, die mit großen Augen ins Leben hinausschauen, werden von erwachsenen Leuten „zum Spaß" gepufft, gezwickt, gekitzelt oder sonstwie gestört, weil sich die Großen einbilden, das Kind unterhalten zu müssen. Das Kind unterhält sich mit seinesgleichen am allerbesten und kann sich, wenn es nur nicht gerade ein „einziges" Kind ist, gewöhnlich auch allein mit sich selbst ganz gut unterhalten. Wenn es die Erwachsenen zur Hilfe, zur Belehrung, zu gelegentlicher Unterhaltung braucht, sagt es das Kind schon. Im übrigen aber sollten wir es in Ruhe und Frieden wachsen lassen. Blütenknospen, die man zu oft mit den Fingern anfaßt, blühen nicht auf; Menschenknospen auch nicht. . . .

Vater — ganz groß!

Nach dem Essen — um fünf Uhr, denn um diese Zeit kommt der Behördenangestellte Weber aus seinem Dienst nach Hause — wird noch etwas Zeitung gelesen und eine Zigarre geraucht; gemütlich, behaglich.

Dann öffnet sich die Tür, das lustige Gesicht des dreizehnjährigen Sohnes guckt durch den Spalt; das Signal zum Aufbruch — ein ganz bestimmtes Signal — klingt auf.

„Jawohl, mein Junge," sagt Vater und steht auf. „Gehen wir!"

Vater und Sohn haben nämlich in ihr Abendprogramm einen Spaziergang eingesetzt. Er dauert eine halbe oder eine ganze Stunde, wie es die Schularbeiten des Sohnes und die Akten und Briefmarkensammlung des Vaters zulassen. Und wahrscheinlich ist es dieser tägliche, nicht einmal sehr aus-

gedehnte Spaziergang, daß Hans sich mit seinem Vater viel besser versteht als manche seiner Kameraden. Wenn die Jungen manchmal untereinander von diesem Vater-Sohn-Verhältnis reden — und das kommt öfter vor, als die Eltern glauben — dann sagt Hans: „Mein Vater —?! Na, hört mal zu — wie ich mit meinem Vater stehe, das ist ganz groß!"

Drachen steigen auf!

Es ist am frühen Sonnabendnachmittag. Vater und Sohn hocken am Küchentisch und kleben am Drachen. Vorgestern und gestern haben sie auch schon am Drachen gebastelt. Eigentlich ist der Drachen gar kein Drachen, sondern ein kleines Flugzeug.

„Knorke, Vater", sagt der Junge. Aber die ganze Geschichte dauert ihm nun schon ein bißchen zu lange. „Braucht ja nicht so sehr groß zu sein, Vater. Wenn es man steigt, das Flugzeug."

„Wäre ja gelacht, Junge, wenn das Ding nicht steigen wollte!"

Und Vater bastelt und bastelt und wird nicht fertig. Die Frau schilt nun auch schon: „Macht bloß, daß ihr endlich aus der Küche kommt, ihr zwei! Und alles ist wieder voll Schnipsel, und den Küchentisch habt ihr mir auch wieder mit dem Kleister vollgeschmiert..."

Aber hinter der scheltenden Stimme der Frau ist eine heimliche Freude, daß der Mann mit dem Jungen nun auch wieder ein Junge ist — ein richtiger Junge. Ja, die Männer. . . .

Endlich ist der Drache doch fertig. Fix und fertig. Vater will noch ein bißchen aufräumen und zusammenfegen, aber Mutter sagt lachend: „Nun aber raus mit euch! Laßt man schon, ich mache das lieber allein!"

So waschen sie sich die Hände und gehen, um das neue Werk auszuprobieren. Richtig soll ja die Sache erst morgen, am Sonntag, vor sich gehen. Zwar — ehrlich gestanden — wäre der Junge jetzt lieber allein losgezogen, denn er weiß, da unten auf dem Feld sind die anderen Kameraden — sind auch mit ihren Drachen da. . . .

So gehen sie also beide, Vater und Sohn. Und draußen auf dem Feld stellt es sich dann heraus, daß die kleinen Jungens ganz und gar nicht unter sich sind. Da sind noch mehr Väter dabei oder große Brüder. Und diese großen Männer sind doch wahrhaftig alle wie versessen aufs Drachensteigen! Es sind große und mit allen Schikanen zusammengebaute Drachen dabei, und die Männer zeigen sich untereinander diese selbstgefertigten Drachen und tun sehr stolz und spielen wie die Kinder. Und vergessen darüber ganz die kleinen Jungen.

Die kleinen Bengels aber stehen trübselig da, weil sie überhaupt nicht zum Spielen kommen und bloß immerzu die Väter die Drachen steigen lassen. Und wenn sie auch mal nach der Strippe greifen, heißt es: „Laß mal, Junge, kannst gleich spielen — Augenblick warte noch mal. . . ."

Da fängt doch wahrhaftig so ein kleiner Knirps an, laut zu heulen. Der Vater merkt das. Da sehen sich die anderen Väter auch nach ihren Sprößlingen um und bemerken den Kummer ihrer Söhne. Ein bißchen beschämt sind sie nun doch, diese großen Männer. Sie legen nun schnell die Schnur in die Kinderhände: „Nun geh man — ist ja gut — nun spiele du!"

Immer lustig — auch wenn man es falsch macht!

Es ist so, daß der Vater an jedem Abend erst nach sieben Uhr zu Hause sein kann. Um diese Zeit aber sind seine beiden Trabanten, Hans und Lisa, schon reichlich müde und müßten eigentlich ins Bett. Eigentlich . . . .

Vater aber meint, etwas will er auch noch von seinen Kindern haben; und so beginnt nach seiner Heimkehr noch einmal ein lustiges Herumtoben, das aber leider oft mit Zank und Tränen endet. Kein Wunder, denn die Kinder sind übermüdet. Nachts schlafen sie dann natürlich auch sehr unruhig und fahren dann und wann erschreckt aus dem Schlaf auf.

Es wäre besser, wenn Vater sich nach seiner Heimkehr mit einem sehr zärtlichen, aber sehr ruhigen Gute-Nacht-Kuß begnügen würde. Zum Toben und Spielen ist in jeder Woche ein Sonntag da!

Vom kleinen Peter, der Hunger hatte ...

Hunger, Hunger...

Mutter ist da...

Ah, das schmeckt!

Aufnahme: Leonhard Schwarz

Morgentoilette

Die Säuberung des äußeren Menschen durch Wasser und Seife genügt nicht allein, um den Körper für den Tag frisch und leistungsfähig zu machen, auch dann nicht, wenn die Morgentoilette in einem Vollbad oder einer Ganzwaschung besteht.

Außer der gründlichen Reinigung der unbekleideten und außerdem wenigstens der diskreten Körpergegenden sollen auch das Innere des Menschen, das Blut und die Säfte jeden Morgen aufgefrischt werden. Die gründliche Mundreinigung geschieht nach dem Zähneputzen durch kräftiges Aussaugen der Mundhöhle und der Zähne bis zum Hals hinein. Dabei werden Ablagerungen gelöst, die mit einfachem Mundspülen nicht erfaßt werden können.

Zur Auffrischung des Blutes macht man dann ein paar recht hohe Sprünge am offenen Fenster mit anschließendem Ausatmen bis zum letzten Rest Luftvorrat aus den letzten Lungenwinkelchen. Dann entsteht ein natürlicher Lufthunger, der zu einigen wunderbar behagenden tiefen Atemzügen anreizt. Atemübungen haben nur dann Sinn und Wert, wenn sie vom Körper selbst gewünscht sind. Wir können diesen Wunsch aber auf die beschriebene Art kräftig heraufbeschwören. Durch das zwei, dreimalige ganz tiefe Einatmen reichert sich das Blut neu mit Sauerstoff an und eine köstliche Frische rieselt damit durch unsere Glieder.

Der letzte, ganz wesentliche Punkt in der Morgentoilette ist die Reinhaltung des Darmes. „Der Tod sitzt im Darm" ist eine heute wohl mit Recht weit verbreitete Ueberzeugung. Er sitzt aber nur im mißachteten und vernachlässigten Darm, in dem der Inhalt, zu lange in Ruhe gelassen, in Fäulnis übergeht und die Körpersäfte vergiftet. Wer täglich 1—2 mal entleert, wird frisch und arbeitsfreudig bleiben bis ins hohe Alter. Darum soll dieser letzte Punkt recht ernst genommen werden: ein Glas lauwarmes Wasser oder beliebiger, nicht gekochter, sondern nur gezogener Tee gleich morgens zwischen Zähneputzen und Tiefatmen sorgt zuverlässig dafür, daß auch die wichtigste Sauberkeit, die des Darms, gewahrt bleibt, wenn man zwischen dem Tee und der ersten Morgenmahlzeit wenigstens 20 Minuten fastet.

Diese 3 einfachen Zusätze zu der üblichen Morgenreinigung beanspruchen alleräußerst 3 Minuten; aber von einer wirklichen Erfrischung und Säuberung kann nur der reden, der sie bis „in Herz und Magen" ausdehnt und nicht nur seine äußere Hülle in Glanz und Frische erstrahlen läßt.

Anni Weber. Aufnahme: E. Hase

Mitteilungen

Neue einheitliche Bezeichnungen für die höheren Schulen

Nach den Uebergangsbestimmungen zur Vereinheitlichung des höheren Schulwesens gibt es künftig an Stelle der früheren zahlreichen Schulformen nur noch die Hauptform Oberschule mit ihrer Abart Aufbauschule und die Nebenform des Gymnasiums. Nach einem Erlaß des Reichserziehungsministers sind die amtlichen Bezeichnungen der Schulen schon jetzt entsprechend zu ändern. An Stelle der alten Typenbezeichnungen sind die neuen Bezeichnungen zu führen. Bei der Hauptform hat die Bezeichnung allgemein zu lauten „Oberschule für Jungen" oder „Oberschule für Mädchen". Hat die Schule bisher eine zusammengesetzte Bezeichnung geführt, wie Jahn-Oberrealschule, Hindenburg-Realgymnasium, Hildburg-Lyzeum usw., so lautet die Bezeichnung künftig „Jahnschule, Oberschule für Jungen", „Hildburgschule, Oberschule für Mädchen" usw. Bei den Aufbauschulen lautet die Bezeichnung beispielsweise „Herzog-Heinrich-Schule, Oberschule für Jungen in Aufbauform". Für die Mädchen-Vollanstalten, die nur eine Form der Oberstufe haben, ist hinzuzusetzen „Hauswirtschaftliche Form" oder „Sprachliche Form". Die Gymnasien führen die alten Bezeichnungen weiter.

Was ist eine Mischehe?

Klarstellung des Begriffs.

Nach einem Runderlaß des Reichsinnenministers darf das Wort „Mischehe" im behördlichen Verkehr nur zur Bezeichnung einer Ehe zwischen Personen, die verschiedenen Rassen angehören, nicht dagegen zur Bezeichnung einer Ehe zwischen Personen, deren religiöses Bekenntnis verschieden ist, verwandt werden. Dasselbe gilt für die Bezeichnung „gemischte Ehe".

Der Reichsinnenminister bestimmt dazu nunmehr, zugleich im Namen des Reichsministers für kirchliche Angelegenheiten und des Stellvertreters des Führers, daß Ehen zwischen Anhängern verschiedener religiöser Bekenntnisse in Zukunft als „glaubensverschiedene Ehen" zu bezeichnen sind. Soweit erforderlich, ist bei den glaubensverschiedenen Ehen zu unterscheiden zwischen a) „konfessionsverschiedenen Ehen", d. h. Ehen zwischen Personen, die sich zu verschiedenen christlichen Konfessionen bekennen, und b) „religionsverschiedenen Ehen", d. h. Ehen zwischen Personen, deren religiöses Bekenntnis sonst verschieden ist oder von denen die eine glaubenslos ist.

Was können unsere Kinder werden?

Gerda Simons:

Wäscherinnen und Plätterinnen

Aufn. von Dr. Weskamp

Eines der ersten Spiellieder, das man mit den Kleinkindern immer wieder singen muß, ist das wohl überall bekannte „Zeigt her Eure Füße, zeigt her Eure Schuh, und schauet den fleißigen Wäscherinnen zu!" Wenn auch die Wäscherinnen nur einen langen Reigen von fleißigen Männern und Frauen eröffnen, so erfreut sich ihre Tätigkeit doch schon bei den kleinen Mädchen eines besonderen Interesses, das bald an der trockenen Nachahmung kein Genüge mehr findet und sich mit allen Schmeichelkünsten oder auch Heimlichkeiten den Besitz des nötigen Handwerkszeuges zu verschaffen weiß. Der kostbarste Besitz in meinem Puppenhaushalt war ein Waschfaß nebst einer drehbaren Trommel, in der die Wäsche geschleudert wurde, und einer richtigen kleinen Wringmaschine. Nach dem Kinderwiegen und Kochen erscheint schon den Puppenmüttern das Säubern der Wäsche als die wichtigste Tätigkeit, und vielen macht auch als reifen Frauen das Waschen immer noch besonderen Spaß. Obwohl es mit körperlicher Anstrengung verbunden ist. Es erfreut das Hausfrauenauge, wenn während des Waschprozesses die Laken und Tücher mählich immer weißer durch ihre Hände gehen, wenn es ihr gelingt, häßliche, entstellende Flecke, die ein teures Stück völlig wertlos machen können, mit den rechten Mitteln wieder zu entfernen. Das Aufhängen erfordert ein häufiges Bücken, aber welcher Wäscherin lacht nicht das Herz, wenn die Stücke im Winde lustig flattern und in der Sonne schneeweiß blenden?

Das Waschen — und auch die weiteren Tätigkeiten, die dazugehören, um die Wäsche wieder gebrauchsfähig — fachtechnisch heißt es schrankfertig — zu machen: das Rollen und Plätten wurden bis ins 19. Jahrhundert hinein in jedem Haushalt durch die Hausfrau und ihre weiblichen Hilfskräfte selbst besorgt. Erst als die städtische Hausfrau in die Mietskaserne verbannt keine eigene Waschküche mehr hatte, geschweige denn einen Rasenplatz, verlor sie vielfach die Lust und freute sich, daß mit dem Aufkommen von Waschmaschinen handwerksmäßige Betriebe entstanden, die ihr die Säuberung der Wäsche abnahmen. Obgleich der weitaus größere Teil der deutschen Hausfrauen sich das Waschen, Rollen und Plätten der Wäsche noch immer nicht nehmen läßt, hat sich doch das Wäschereigewerbe heute zu einem wichtigen Zweig des deutschen Handwerks entwickelt. Hotels, Krankenanstalten und sonstige Großbetriebe geben ihre Wäsche zur Reinigung gewöhnlich aus dem Haus, und in den Großstädten müssen das auch sehr viele Hausfrauen tun. Damit ist das Waschen, Rollen und Plätten zu einem außerhäuslichen Frauenberuf geworden, der vielen Brot gibt.

Wie all die Tätigkeiten, die aus dem Haus in die Werkstatt oder gar in den Fabriksaal verlegt worden sind, so hat auch der Vorgang des Waschens und der weiteren Wäschebearbeitung im gewerbsmäßigen Betrieb eine „Rationalisierung" erfahren. Zwar kennt auch der Privathaushalt schon Waschmaschinen in Gestalt von Trommeln und Schleudern, in denen der Schmutz ausgewaschen und die Wäsche ausgewrungen wird, ohne daß menschliche Handarbeit nötig wäre. Aber außer solchen Maschinen, die im gewerblichen Betrieb natürlich in viel größeren Ausmaßen vorhanden sind, gibt es dort auch zur Ersparung von Zeit und menschlicher Arbeitskraft Heißrollen oder Dampfmangeln, Trockenschränke und mancherlei Geräte, die in der Plättstube die schwierigeren Arbeiten, wie

das Plätten von Frackhemden, das Spannen von Spitzen usw. erleichtern. Trotz all dieser Maschinen, die in einem modernen Betrieb natürlich durch elektrischen Strom in Gang gehalten werden, spielt aber die Handarbeit sowohl in der Wäscherei wie auch in der Plätterei noch die größere Rolle. Aber es ist freilich nicht mehr so, daß ein Mensch — wie im Hause — die einzelnen Arbeiten im Verlauf des Waschprozesses nacheinander vornimmt, es hat sich vielmehr eine weitgehende Arbeitsteilung durchgesetzt. Da stehen in Holzpantinen, dunklen Kleidern und großen Gummischürzen ältere Frauen an den Waschfässern, in denen besonders schmutzige Stücke oder Strümpfe nachgewaschen werden. Häufig trifft man in der Waschküche einen Waschmeister, der für die Bedienung der Maschinen die Verantwortung trägt, aber natürlich können auch Frauen ihr Examen als Wäschereimeister machen, wozu neben vielem anderen (wovon noch die Rede sein wird) auch Maschinenkunde gehört.

Das Aussortieren, das Legen und Rollen der Wäsche wird noch meist mit angelernten Kräften ausgeführt; es gehört eine gewisse Geschicklichkeit dazu, die durch Uebung erworben wird. An den großen Kalandern, die die Wäsche über mehrere kunstvoll angeordnete Walzen führen, sind sechs Frauen beschäftigt: zwei schlagen die Wäsche vor, zwei führen sie ein, zwei nehmen sie ab und legen sie zusammen. Die gelernten Kräfte finden wir dann in der Plättstube in weißen Kitteln und mit leicht erhitzten Gesichtern. Die „Spezialistinnen" unter ihnen plätten nur Oberhemden und werden im Akkord bezahlt.

Wenn auch im großen Wäschereibetrieb zur Hauptsache mit angelernten Kräften gearbeitet wird, so geht doch gerade in den letzten Jahren das Bestreben dahin, für einen tüchtigen handwerklich geschulten männlichen und weiblichen Nachwuchs zu sorgen; denn es soll in Zukunft der Inhaber oder die Inhaberin eines Wäscherei- und Plättereibetriebes die Meisterprüfung abgelegt haben, und auch auf den verantwortlichen Posten eines großen Betriebes sollen überall Fachkräfte den Betriebsführer oder die Betriebsführerin vertreten. Dabei kommen für weibliche Meisterinnen außer der Führung eines eigenen Betriebes Posten als Directricen-Vertreterinnen des Betriebsführers —, unter Umständen auch als Wäschemeisterinnen und vor allem als Spezialplätterinnen für feine Herrenwäsche, Glanzplätterei, Spitzenplätterei oder dergl. in Frage.

Wie in jedem Handwerk, so beginnt auch in der Wäscherei und Plätterei der Aufstieg zur Meisterschaft mit der dreijährigen Lehrzeit im praktischen Betrieb, zu der ergänzend der Besuch der Berufsschule hinzukommt. In den großen Städten haben die hauswirtschaftlichen Berufsschulen für Wäscher- und Plätterinnen besondere Fachklassen. Man erwartet vom Lehrling das Abgangszeugnis aus der 1. Klasse der Volksschule, mit guter Fleißnote, außerdem muß sie unbedingt „gut auf den Füßen sein", darf also keinerlei Neigung zu Bein- und Fußleiden haben.

Im ersten Lehrjahr wird das junge Mädchen bei allen leichteren Arbeiten mitbeschäftigt. Ist die eingelieferte Wäsche ausgezeichnet worden (was in allen größeren Betrieben durch einzeichnen oder einnähen der Kundennummer an einer besonderen Maschine geschieht) so hilft der Lehrling beim Sortieren und erfährt dabei schon etwas über die verschiedene Behandlung der weißen und der bunten, der Seiden- und der Wollwäsche, er bekommt einen Blick für die Arten der Färbung und lernt die nicht waschecht gefärbten Sachen — die die Wäsche eines ganzen Kessels verder-

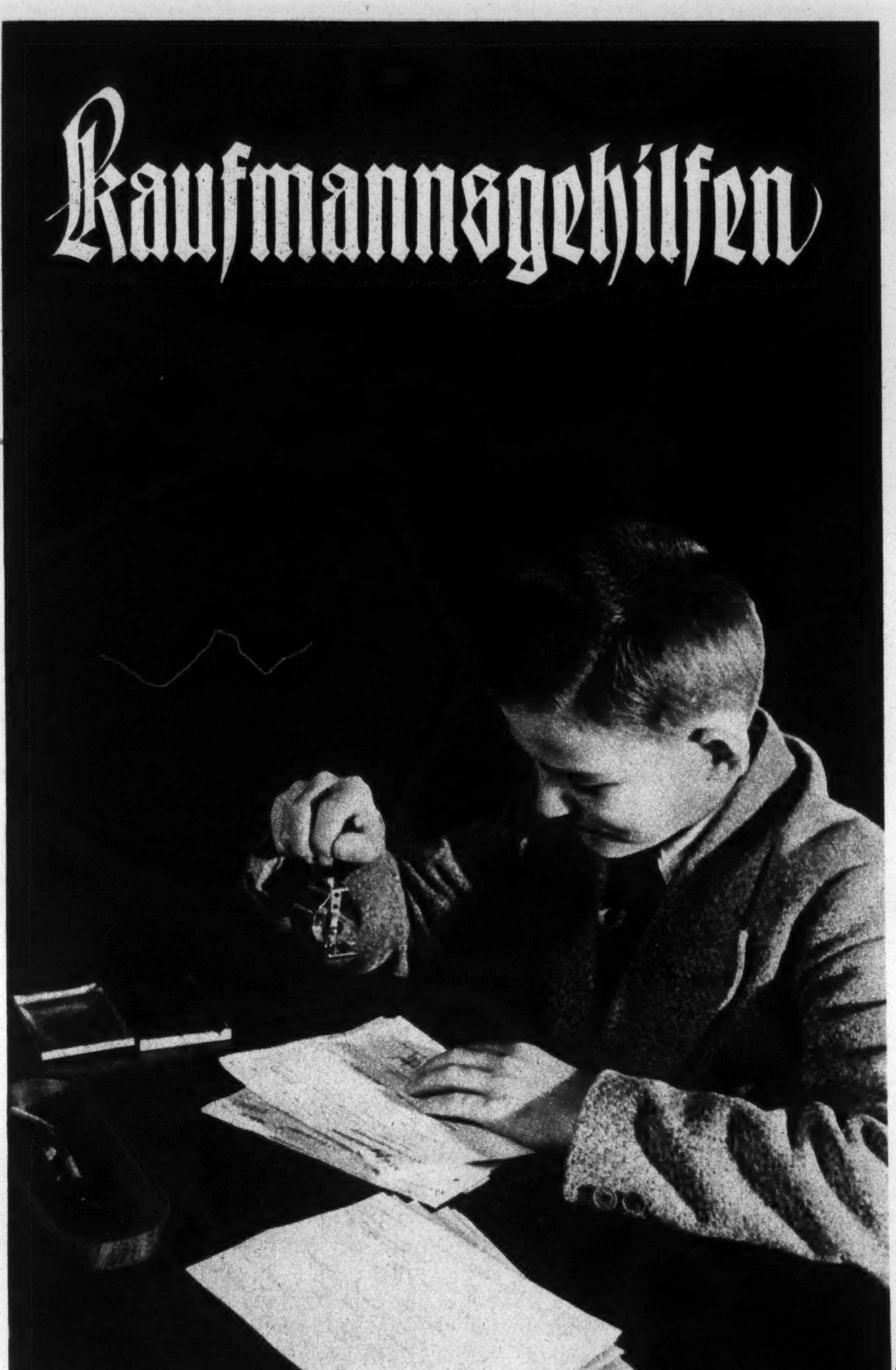
ben können — aussortieren, ebenso wie solche, die wegen ihrer Flecken einer besonderen Behandlung bedürfen.

Da Jugendliche vor Vollendung des 17. Lebensjahres an den großen Maschinen nicht beschäftigt werden dürfen, so kann der Lehrling zwar den Betrieb in der Waschküche kennen lernen, auch beim Strümpfewaschen und Entflecken schon mithelfen, aber die eigentliche Arbeit in der Waschküche kommt doch erst für die Gesellin in Frage, was auch deshalb von Vorteil ist, weil sie mehr körperliche Kräfte erfordert. Auch an der elektrischen Rolle darf das Lehrmädchen nur Hilfereichungen ausführen, dagegen kann es schon im 1. Lehrjahr beim Bleichen und Trocknen im Freien und vor allem beim Legen der Wäsche feste Pflichten übernehmen. Im zweiten Lehrjahr beginnt dann die Ausbildung im Plätten, zunächst an der einfacheren Leibwäsche. Hinzu kommt jetzt die Mithilfe in der Expedition, wo die Wäsche zur Ablieferung an die Kundschaft durchgesehen und die Rechnung ausgeschrieben wird. Das 3. Lehrjahr steht endlich ganz im Zeichen der Feinplätterei.

Nach der Gesellenprüfung kann das junge Mädchen in der Regel in dem Betrieb bleiben, in dem es ausgebildet wurde, denn am liebsten arbeitet natürlich jede Wäscherei mit den Kräften, die sie sich selbst herangebildet hat. Wer den Wunsch hat, sich weiterzubilden, um später die Meisterprüfung zu machen, dem muß Gelegenheit gegeben werden, wiederum die einzelnen Abteilungen des Betriebes zu durchlaufen, um nun auch die schwierigeren Arbeiten überall gründlich zu üben. Nach fünfjähriger Gesellenpraxis und Vollendung des 24. Lebensjahres kann sich dann die Gesellin zur Meisterprüfung melden; wenn irgend die Gelegenheit besteht, besucht sie zweckmäßig zur theoretischen Weiterbildung einen Meisterkurs. Denn in der Meisterprüfung müssen nicht nur ein Frackhemd, seidene Wäsche, steife Kragen geplättet, Spitzen getollt, Gardinen gespannt und alle Sorten von Stoffen gewaschen werden, es gehören dazu auch die Berechnung von Waschkesselfassungsvermögen, Seifenverbrauch und Stromunkosten, kurz die mannigfaltigsten Kalkulationsaufgaben aus dem Betrieb, dazu Lohn- und Steuerberechnungen und — sehr wichtig! — Maschinenkunde. Das Gebiet der Wäscherei und Plätterei bietet sehr viel mehr Abwechslung, als sich die jungen Mädels träumen lassen, die nur zu Haus bei Muttern mal ein bißchen zugeguckt haben.

Der Wäschereibestand jeder einzelnen Hausfrau und also der des gesamten deutschen Volkes ist ein wertvoller Besitz; zunächst seines Geldwertes wegen, darüber hinaus aber ebenso sehr auch weil die Rohstoffe, aus denen er hergestellt ist, zum weitaus größten Teil aus dem Ausland stammen. Jede Hausfrau ist deshalb darauf bedacht, ihre Wäsche durch schonende Behandlung so lange wie möglich zu erhalten, und sie vertraut ihre Laken, Tischzeug und Hemden dem gewerblichen Betrieb an in der festen Erwartung, daß alle, die dort arbeiten, so pfleglich mit ihrem Eigentum umgehen, wie es nur irgend möglich ist. Im Zeichen des Vierjahresplanes erwartet aber auch die ganze Volksgemeinschaft, daß die Wäschereibetriebe sich der erhöhten Verantwortung bewußt sind, die ihnen bei der Betreuung von Textilstoffen aller Art zufällt. So steht die Wäscherin und Plätterin, die ihre Arbeit recht erfaßt, nicht nur im Dienst einzelner Volksgenossen; von ihrer Arbeit hängt die Erhaltung oder die Zerstörung volkswirtschaftlich sehr bedeutsamer Werte ab, und jede einzelne sollte eine bewußte Mithelferin sein in dem Kampf gegen Verderb, der ein so wichtiges Glied in dem großen deutschen Vierjahresplan ist.

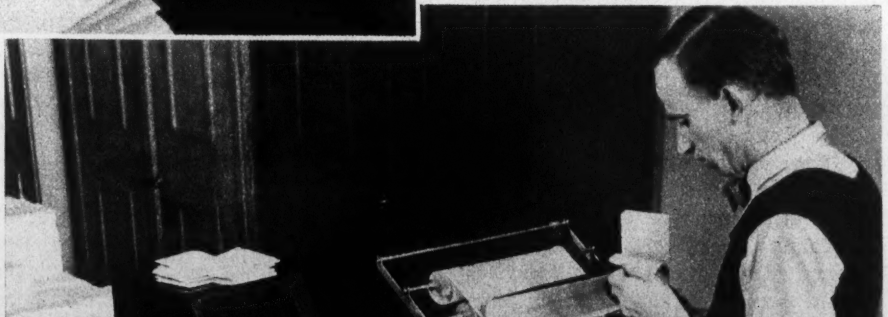
Kaufmannsgehilfen



Wenn sich ein Mann als „Kaufmann" bezeichnet, so grenzt er sich damit zwar ab gegen den Handwerker, den Bauern, den Arbeiter usw., aber er sagt uns über seine berufliche Tätigkeit noch herzlich wenig. „Kaufsmann" ist ein Sammelbegriff für alle diejenigen, die zwischen dem Erzeuger einer Ware und ihrem letzten Verbraucher vermittelnd tätig sind. Je weiter der Weg, desto größer ist auch meist die Zahl der vermittelnden Kaufleute: da ist der Aufkäufer, der z. B. die Ernte auf dem Halm, die Wollschur einer ganzen Herde kauft; der Spediteur, der ihren Versand übernimmt; der Reeder, der den Schiffsraum zur Verfügung stellt; der Importeur, der womöglich die schwimmende Ladung kauft, um sie ganz oder in einzelnen Partien an den Großhändler weiter zu verkaufen, der nun erst für die Weiterleitung in die Provinz sorgt. Oft geht die Ware dort zunächst an Zwischenhändler, die dann dem kleinen Kaufmann, dem Einzelhändler die Ware zum Absatz an die Verbraucher verkaufen. Dieser Weg ist trotz seiner Zwischenstationen noch einfach verglichen mit dem, den ein Rohstoff zurücklegt, der auf dem Weg vom Erzeuger zum Verbraucher erst noch verschiedene Stadien der Bearbeitung zu durchlaufen hat. Ein, zwei oder noch mehr Fabrikationsbetriebe schalten sich als Käufer und Verkäufer ein, und auch hier sind es Kaufleute, die für den Einkauf und Verkauf die Verantwortung tragen. So verschieden die kaufmännischen Dispositionen nun auch sind, je nachdem ob es sich um einen Import- oder Exportkaufmann, einen Groß-, Zwischen- oder Einzelhändler, einen Spediteur oder einen kaufmännischen Betriebsdirektor handelt, so baut sich doch ihrer aller Tätigkeit auf den gleichen grundlegenden Arbeitsgängen auf, deren Beherrschung die Elementarkenntnisse des Kaufmannes ausmachen.

Da ist zunächst der Einkauf: ob es sich um Maschinen oder um Rasierklingen handelt, um Rohbaumwolle oder um fertige Hemden, immer muß der Kaufmann Angebote einfordern, die Angebote prüfen und vergleichen, mit dem Lieferanten über Qualität und Preis verhandeln, um schließlich zu kaufen. — In der Regel bleibt die Ware kürzere oder auch längere Zeit liegen, ehe sie weiterverkauft wird, die Lagerhaltung erfordert die Inventarisierung der Ware, zugleich erfolgt die Preisauszeichnung, der Zu- und Abgang wird verbucht, je nach Art des Betriebes werden in größeren oder kleineren Abständen regelmäßig Inventuraufnahmen gemacht, d. h. der Lager-

Aufn.: Atlantic-Photo



bestand wird überprüft. — Der *Wiederverkauf* erfordert gewisse Vorbereitungsarbeiten: zunächst die *Kundenwerbung*. Sie kann in sehr verschiedener Weise erfolgen und meist werden mehrere Werbemethoden nebeneinander angewandt; immer aber ist Voraussetzung, daß der Kaufmann es versteht, in seinem mündlichen oder schriftlichen Angebot sich auf die Bedürfnisse und die Eigenart seiner Käufer einzustellen, daß er — sofern er etwa die Ware selbst vorführt — im Schaufenster oder auch nur im Musterkoffer oder durch Probesendung für ein möglichst werbewirksames Angebot sorgt. Dem Angebot folgt nun die Verkaufsverhandlung, die beim Einzelhandel im Laden vor sich geht, im Großhandel sehr häufig schriftlich stattfindet. Während der Einzelhändler die Ware in Gegenwart des Kunden verpackt und sie ihm sofort aushändigt, wird bei allen anderen Firmen die Ware zugesandt. Die *Expedition* oder der Versand erfordert Kenntnis der Posttarife, der Bahn- oder Schiffsfrachtsätze, die Ausfertigung der Rechnungen bzw. Lieferscheine. Daß der Verkauf wiederum ebenso sorgfältig verbucht werden muß wie der Einkauf, ist selbstverständlich. Wird nicht bar gezahlt, so ist die Führung von Kundenkonten notwendig. Im Fabrikationsbetrieb ergibt sich noch eine weitere kaufmännische Tätigkeit: die *Kalkulation*, d. h. die Feststellung der Warenselbstkostenpreise auf Grund aller Arbeitsvorgänge, die im Betrieb stattfinden.

Schon diese kurze Aufzählung macht deutlich, wie vielseitig die Tätigkeit des Kaufmanns ist. Nur im ganz kleinen Betrieb kann der Inhaber alles allein machen; im allgemeinen braucht er Hilfskräfte. Diese Hilfskräfte, die alle unter den großen Sammelbegriff „kaufmännische Angestellte" fallen, unterscheiden sich aber nach Ausbildung und Tätigkeit sehr: da sind solche, die ohne berufliche Vorbildung im Betrieb für bestimmte Nebenarbeiten angelernt sind. Je größer der Betrieb, desto mehr solche Arbeiten gibt es: Schriftwechsel abzulegen, Karteien und Listen zu führen, einfache Buchungsarbeiten zu erledigen. Dann kommen alle die, die eine Sonderausbildung für bestimmte Einzelaufgaben durchgemacht haben und dementsprechend als Spezialkräfte beschäftigt werden. Hierhin gehören vor allem die beiden großen weiblichen Gruppen der Stenotypistinnen und der Verkäuferinnen im Einzelhandel. Schließlich sind die kaufmännisch allseitig ausgebildeten „Kaufmannsgehilfen" zu nennen. Auch unter ihnen befinden sich Frauen, doch handelt es sich vorwiegend um einen männlichen Beruf.

Die mannigfaltigen Anforderungen, die an den Kaufmann gestellt werden können, machen es schwer zu sagen, auf welche Fähigkeiten man bei ihm verzichten könnte. Eine gewisse Intelligenz ist auf alle Fälle notwendig. So wertvoll eine höhere Schulbildung natürlich für das raschere Vorwärtskommen ist, so entscheidet doch *keineswegs* das Maß des angelernten Wissens, sondern vielmehr der helle Kopf, der rasch kapiert, worauf es ankommt, und der in der Lage ist, die ganzen Zusammenhänge im Ablauf der verschiedenen kaufmännischen Tätigkeiten zu übersehen. Gute Schrift, sicherer und klarer Ausdruck, Zuverlässigkeit im Rechnen sind immer unerläßlich.

Der Kaufmann muß unbedingt etwas verstehen von der Ware, mit der er handelt; die Rohstoffe, aus denen sie besteht, den Vorgang der Verarbeitung muß er beurteilen können..., auch das verlangt geistige Beweglichkeit und

setzt eine Allgemeinbildung voraus, die sich der Volksschüler als angehender Kaufmann im fleißigen Selbststudium wird erwerben müssen. Schon hier mag erwähnt werden, daß es von Vorteil ist, wenn der Kaufmannsgehilfe sich auf *einem* Warengebiet vertiefte Kenntnisse erwirbt und innerhalb derselben Branche vorwärts zu kommen sucht; er hat dann bestimmt bessere Aussichten als einer, der vom Lebensmittelgeschäft in den Textilhandel und von dort in eine Maschinenfabrik hinüberwechselt.

Nicht minder wichtig als die intellektuellen Fähigkeiten sind die charakterlichen. Der kaufmännische Betrieb ist einem Räderwerk vergleichbar, wo ein Rad ins andere greift und es so antreibt. Arbeitet eines schlecht, so gerät das ganze Getriebe in Unordnung. Fehler übertragen sich leicht von einem zum andern, und ein „kleines Versehen" kann für den Betrieb die unangenehmsten Folgen haben. So ist also Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit in der Arbeit außerordentlich wichtig. Ohne die Treue im Kleinen gibt es keine Erfolge im Großen. Paart sich mit dieser Gediegenheit Entschlußkraft und Unternehmungsgeist, so sind die Voraussetzungen für eine verantwortliche kaufmännische Tätigkeit gegeben. Zwischen den Gaben des Verstandes und des Herzens steht die der rechten Menschenerfassung und Menschenbehandlung, die der Kaufmann in hohem Grade braucht. Er kann seine wichtige Aufgabe: innerhalb der Volkswirtschaft den Ausgleich zwischen Erzeugung und Verbrauch zu vollziehen, nur dann recht erfüllen, wenn er hinter der Ware den Menschen sieht, der sie erzeugt hat auf der einen Seite, den Menschen, dem sie dienen soll, auf der anderen. Nicht auf Kosten beider sein Geschäft zu machen, sondern beiden nützlich zu sein, ist der Stolz des „ehrbaren Kaufmanns". Daß er für seine Arbeit und Mühe und für manches Risiko, das er zu tragen hat, genau so gut einen gerechten Lohn verdient wie jeder andere arbeitende Volksgenosse, versteht sich wohl von selbst. — Der Nationalsozialismus hat darum all jenen Elementen schärfsten Kampf angesagt, die da glauben, durch geschickte Handelsgeschäfte sich die Taschen auf Kosten der Volksgenossen füllen zu können. Er stellt hohe Anforderungen an das soziale Verantwortungsgefühl dieses Berufsstandes und hat ihm dadurch zu einem neuen Ansehen verholfen.

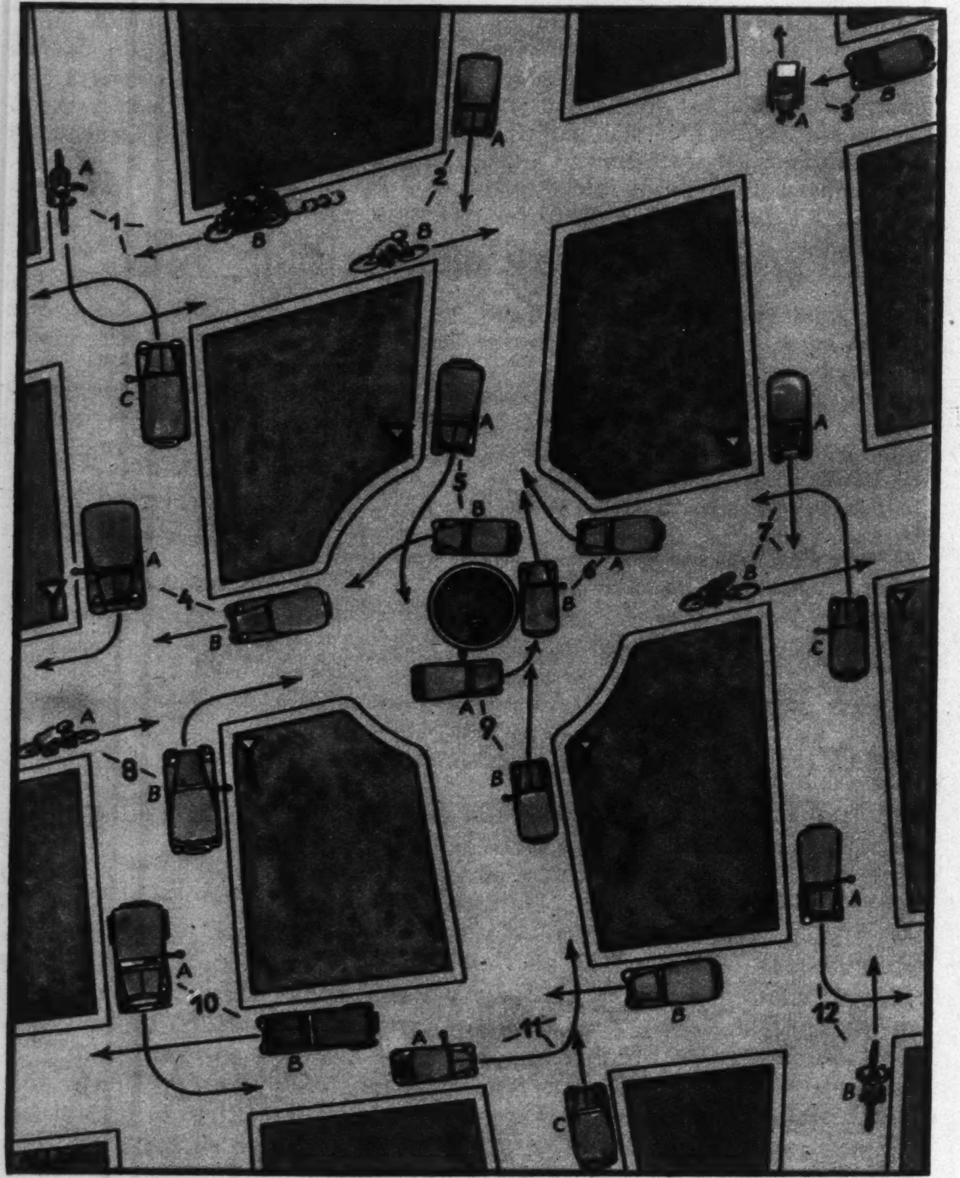
Wer es im Lauf seines Lebens zu einer selbständigen Stellung oder gar zu einem eigenen Geschäft bringen will, der braucht noch zweierlei: das Talent zu organisieren und zu disponieren und jenen Ueberblick über die Wirtschaftslage im allgemeinen und die eigene Geschäftslage im besonderen, die ihn befähigt, *im entscheidenden Augenblick den richtigen Entschluß* zu fassen. Es gibt eine Strategie des Kaufmanns, deren Erfolg genau so wie beim Feldherrn und beim Diplomaten abhängt von Wissen und Erfahrung, aber auch von jenem Unwägbaren, was wir bisher nicht besser zu bezeichnen wissen als mit „Fingerspitzengefühl". Kaufleute, die in hohem Maße mit all den hier aufgezählten Gaben ausgestattet, durch ihre Initiative der deutschen Industrie neue Rohstoffgebiete erobert, neue Absatzmärkte erkämpft haben, sind mit Recht als „königliche" Kaufleute in die Geschichte der deutschen Kaufmannschaft eingetragen.

Wozu der einzelne taugt, das muß sich in der harten Schule der täglichen Arbeit erst allmählich erweisen. Zunächst beginnt für alle gleichermaßen der Weg mit einer dreijährigen Lehrzeit. Noch sind der Abschluß eines schriftlichen Lehrvertrages und die Ablegung der Schlußprüfung nicht Zwang, aber die Bemühungen der Arbeitsfront und die Aneiferung, die vom Reichsberufswettkampf ausgeht, haben den Erfolg gehabt, daß sich in vielen Gegenden schon bis zu 90 Prozent der kaufmännischen Lehrlinge freiwillig zur Abschlußprüfung melden. Da sie nur zu dieser Prüfung zugelassen werden, wenn sie einen schriftlichen Lehrvertrag vorlegen können, so ist es außerordentlich wichtig, daß die Eltern auf einem *schriftlichen* Vertragsabschluß bestehen. Die größte Zahl von Lehrlingen werden im Einzelhandel ausgebildet. Hier hat der Lehrling Gelegenheit, auch die Arbeit des Geschäftsleiters aus eigener Anschauung kennen zu lernen, ihm vielleicht sogar bei der Aufstellung der Bilanz zur Hand zu gehen. Ist die größere Uebersichtlichkeit und die Möglichkeit zur Mitarbeit an verantwortlicher Tätigkeit der Vorzug des Kleinbetriebs, so bietet der in mehrere Abteilungen aufgegliederte Großbetrieb dem Lehrling das Kennenlernen der komplizierteren Arbeitsgänge: von der Registratur wandert er zum Lager, zur Einkaufs-, dann zur Werbe- und zur Verkaufsabteilung, um schließlich in der Buchhaltung den letzten Schliff zu bekommen. Viele industrielle Firmen verlangen noch ein zusätzliches Halbjahr im technischen Betrieb, damit auch der kaufmännische Mitarbeiter eine Vorstellung von der Warenerzeugung hat, der seine Tätigkeit ja letzten Endes dient. Auch soll dadurch im Betrieb eine Annäherung zwischen dem kaufmännischen und dem technischen Personal, zwischen Angestellten und Arbeitern gefördert und eine geschlossene Gefolgschaft gebildet werden.

Die praktische Lehre findet ihre Ergänzung durch die Unterweisung in der kaufmännischen Berufsschule, außerdem bieten Abendkurse an den Schulen und innerhalb der Arbeitsfront den Lehrlingen und auch noch den Gehilfen Gelegenheit zur Weiterbildung. Eine große Rolle spielt dabei z. Zt. die Erlernung von Maschineschreiben und Stenographie, deren Beherrschung im Reichsberufswettkampf gefordert wird. Eine besondere Einrichtung zur eigenen Weiterbildung sind die sogenannten *Uebungsfirmen*. Unter Leitung eines älteren Gehilfen, vielleicht sogar eines Prokuristen, bilden Lehrlinge und jüngere Gehilfen eine Arbeitsgemeinschaft, die eine ganz bestimmte Firma darstellt, in der jeder einzelne eine bestimmte, aber wechselnde Rolle spielt. Diese fingierte Firma schließt nun nach einem von ihr aufgestellten Geschäftsplan mit anderen Uebungsfirmen Käufe und Verkäufe ab, nimmt Darlehen auf und legt ihre Gewinne an, kurz sie gibt dem Lehrling Gelegenheit, auch schon entscheidende Dispositionen des kaufmännischen Geschäftes zu treffen, zu denen er in Wirklichkeit natürlich noch keine Gelegenheit hätte. Durch Inserate im Fach- und Schulungsblatt der Arbeitsfront, „Blätter für junge Kaufleute", treten die Uebungsfirmen miteinander in Geschäftsbeziehungen. In diesem Jahre haben sie zum erstenmal einen Reichswettkampf veranstaltet. Ihre Förderung und Steuerung läßt sich die Arbeitsfront durch besondere Dienststellen angelegen sein.

Ihren Abschluß soll die Lehrzeit in der Prüfung für Kaufmamsgehilfen finden, die vor der Handelskammer abgehalten wird. Im Prüfungsausschuß sind die Berufsschulen und die einzelnen Handelszweige vertreten. In der Regel wird der Kaufmannsgehilfe nun eine bestimmte Teiltätigkeit übernehmen; Neigung und Eignung sind ausschlaggebend dafür, ob er im Einkauf oder Verkauf, in der Kalkulation oder in der Buchhaltung landet. Ein Wechsel bleibt ihm immer möglich, und der Aufstieg innerhalb seiner Abteilung — womöglich bis zum Abteilungsleiter, der häufig auch Vertretungsvollmacht hat, also Prokurist ist. Außerdem gibt es den Aufstieg von der kleineren zur größeren Firma, vom Einzelhandel zum Großhandel und zum Fabrikationsbetrieb. Je nach Art und Größe des Betriebes sind die einzelnen Stellungen sehr verschieden nach dem Umfang ihrer Aufgaben und dem Maß der Verantwortung. Immer dem wechselnden Leben angepaßt, ist ein kaufmännischer Betrieb niemals starr, und man darf sagen, daß der tüchtige Mensch sich sehr häufig seine Stellung selber schafft und wirklich Gelegenheit hat, seines Glückes Schmied zu sein — sofern er sein Glück in der bestmöglichen Erfüllung seines Berufes sucht!

Dr. Simons.

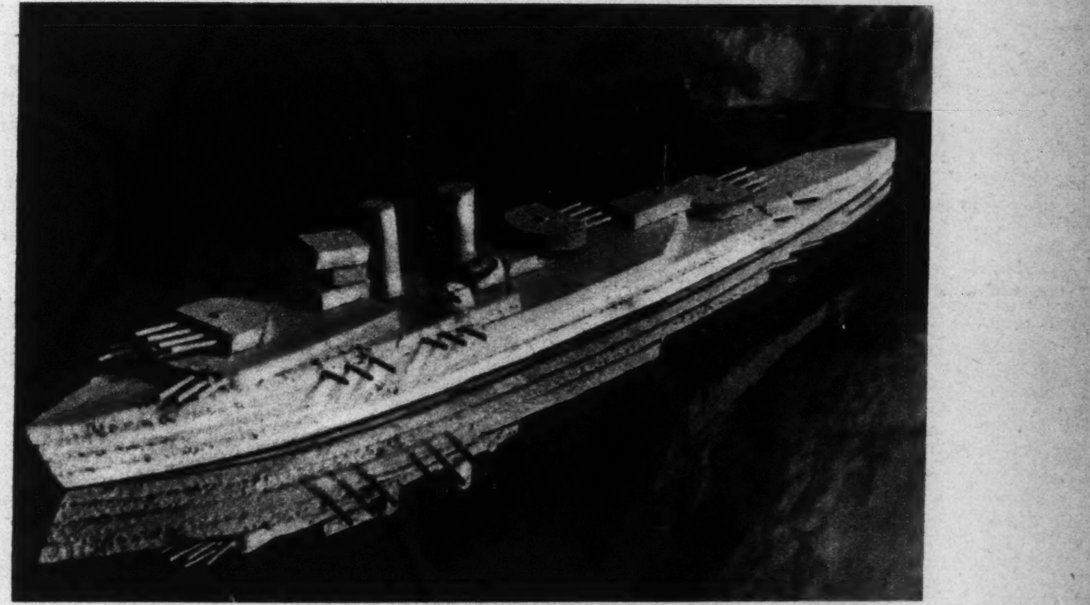


Preisaufgabe! Auf nebenstehendem Straßenplan finden wir verschiedenartige Fahrzeuge, 20 Autos, 1 Motorrad, 5 Fahrräder und 1 Handkarren. Diese Fahrzeuge sind mit Buchstaben A, B, C gekennzeichnet und zu 12 Gruppen zusammengestellt. Ihr sollt nun die Vorfahrtberechtigung der Fahrzeuge feststellen, bei den Gruppen mit drei Fahrzeugen die Reihenfolge.

Beispiel: Gruppe 13 B, A, C.
Gruppe 14 C, B, A. usw.

Kinderwarte

Wir schnitzen ein Kriegsschiff ...

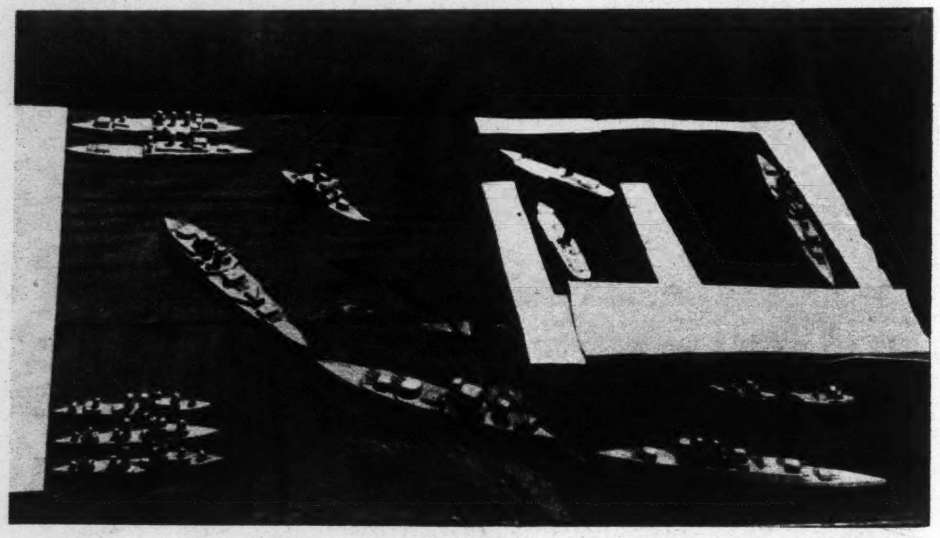


Es gibt unter unseren Jungen leidenschaftliche Bastler, die sich alles selbst machen, was sie haben möchten. Es gehört natürlich Ausdauer und Fleiß dazu, wenn man seine Wünsche in greifbare Dinge verwandeln will. Und das wollen doch alle Bastler. Und mitunter wird aus dem Spielzeug auch Lernzeug, und das ist dann noch wertvoller. Auf den hier gezeigten Bildern sehen wir ein solches Spielzeug, das zum Lernzeug geworden ist. Der Junge, der es gemacht hat, wollte sich alle Kriegsschiffe, die es gibt, in ihrer eigentümlichen Art herstellen. Er wurde dabei ein richtiger Flottensachverständiger. Es verlohnt sich, die kleinen Kriegsschiffe genauer zu betrachten, die er aus Rinde und Kork geschnitten und zusammengebaut hat. Ein wenig dünner Blumendraht, einige

Nägel und Stecknadeln, Streichhölzer und allerlei Rinden- und Korkstücke haben genügt, diese Modelle zu schaffen. Der junge Bastler schuf nach Vorlagen und Fotos Panzerschiffe, Kreuzer, Torpedoboote und Kanonenboote. Er hat jedes seiner Schiffe richtig „bestückt". Sie sind mit Geschütztürmen versehen, die drehbar sind. Auch die Kommandobrücke hat er richtig aufgebaut, die Essen eingesetzt und sogar die kleinen Rettungsboote so angebracht, wie es sein muß. Die Kanonenrohre bestehen aus dicken Nägeln, denen er die Kuppen mit der Zange abgekniffen hat. Er hat sie dann schwarz lackiert. Sie sind in eckige Korkstücke eingelassen, durch die ein Nagel gesteckt ist, der als Drehachse wirkt. Vorn und hinten hat er die kleinen Relings angebracht aus dünnem Blumendraht. Die Geländer der Kommandobrücke bestehen aus Papierstreifen. Der Schiffsrumpf ist aus einem Stück Rinde geschnitzt. Die kleinen Signalmasten sind aus dünnen Hölzchen, an denen er die Querhölzer aus noch dünneren angebunden hat, aufgerichtet worden. Als Taue hat er Zwirn benutzt, der gerade die Stärke hat, daß er wie ein richtiges Tau aussieht. — Das ganze Schiff ist, wie es bei Kriegsschiffen Brauch ist, in einer Farbe angestrichen. Er hat Oelfarbe benutzt, weil dieser Anstrich wasserdicht macht. Die kleinen Kajütfenster und Schiffsluken sind in schwarzer Farbe aufgesetzt. Wie geschickt und genau er alles studiert und durchgeführt hat, läßt sich auf den Bildern ja schon deutlich erkennen. —

Ich hoffe, daß diese Arbeiten meines kleinen Bastlers auch andere Jungen zu ähnlichen Unternehmungen begeistern. Sie werden dabei dann ebensoviel lernen wie der kleine Bastelkünstler, der diese Schiffe angefertigt hat. Daß sie auch ein prachtvolles Spielzeug abgeben — nun, das braucht nicht besonders gesagt zu werden. Wenn man sich so eine ganze Flotte gebaut hat, kann man natürlich auch Seeschlachten aufführen. Die kleinen Rinden- und Korkschiffe schwimmen wunderbar. — Auf dieselbe Art und mit den gleichen Stoffen kann man natürlich auch Panzerwagen und Tanks, Feld- und Festungsgeschütze für die Zinnsoldatenarmee in beliebiger Größe bauen. Auf dafür lassen sich in alten Nummern von Zeitschriften, in Schulbüchern und Bilderbüchern leicht geeignete Vorlagen finden. Und nun, wer von euch wird Admiral einer Flotte?

Ursula Scherz.



. . . und eine ganze Flotte

Der Löwe und der Hase

Der Hase hatte sich einst vermessen, den Löwen zu beleidigen. Der erzürnte Löwe ließ ihn fangen und vor ein Gericht stellen, zu dem sich alles versammelte, was Klauen und Zähne hatte. Man war sich bald einig, daß der Uebeltäter sterben müsse; nur über die Todesart gingen die Meinungen auseinander.

„Man muß ihm das Fleisch mit den Zähnen von den Knochen reißen!" sagten die Raubtiere.

„Mit spitzen Schnäbeln soll man ihn zerhacken!" kreischten die Raubvögel.

In einem nahen Teiche aber steckten die Hechte ihre Köpfe aus dem Wasser und riefen, man müsse ihn ersäufen.

Da schrie der Hase in seiner Angst: „Herr König, merkt ihr nicht, daß sie bei der Strafe nur an ihren Vorteil denken?"

„Das merke ich wohl!" antwortete der Löwe, „darum soll dich strafen, wer dich fängt!"

Er ließ ihn laufen, und seit jener Zeit verfolgt den Hasen alles, was Klauen und Zähne hat.

Rudolf Kirsten.

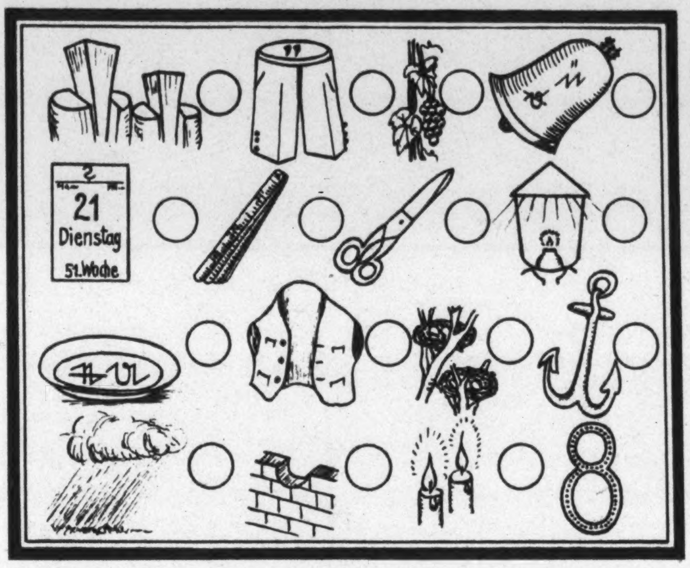
Preisausschreiben!

Auf der nächsten Seite hat sich unser Zeichner etwas sehr kniffliges ausgedacht, das euch wohl einiges Kopfzerbrechen machen wird. Aber ihr wißt mit der Verkehrsordnung ja Bescheid, nicht wahr? So werden sicherlich sehr viele richtige Lösungen eingehen. Schickt diese Lösungen bis zum *1. November 1937 an die „Kinderwarte" der „Reichs-Elternwarte", Berlin SW 19, Wallstraße 17/18.* Von den eingehenden richtigen Lösungen werde ich dann 7 Stück prämiieren und zwar setze ich aus: *1 Preis zu 10.— RM., 1 Preis zu 5.— RM. und 5 wertvolle Bücherpreise.* Sicherlich aber wird das Los entscheiden müssen, wem diese Preise zuerkannt werden sollen. Fügt eurem Briefe aber eure genaue Anschrift bei und gebt mir auch euer Alter an und welche Schule und Klasse ihr besucht. - Daß ihr die Lösung ohne fremde Hilfe findet, ist doch Ehrensache, nicht wahr? Denn gemogelt wird doch nicht. Die Namen der Preisträger gebe ich im *Heft 25* bekannt. Ihr habt also viel Zeit, um euch in der Zwischenzeit mit der Verkehrsordnung zu beschäftigen. Die muß man nämlich genau kennen, sonst wird die Lösung nicht richtig werden.

Euer Fritz.

Kurzweil am Feierabend

Bilder-Rätsel

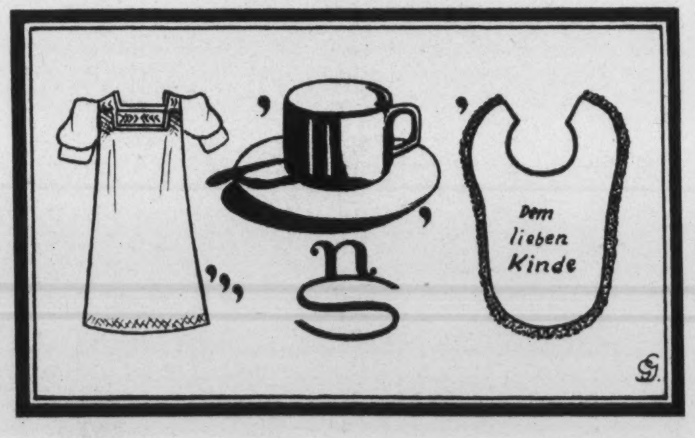


In die freien Kreisfelder sind Mitlaute einzusetzen. Mit diesen im Zusammenhang von links nach rechts gelesen, ergeben die ersten Silben der dargestellten Gegenstände einen Spruch (ch = ein Mitlaut, ck = kk).

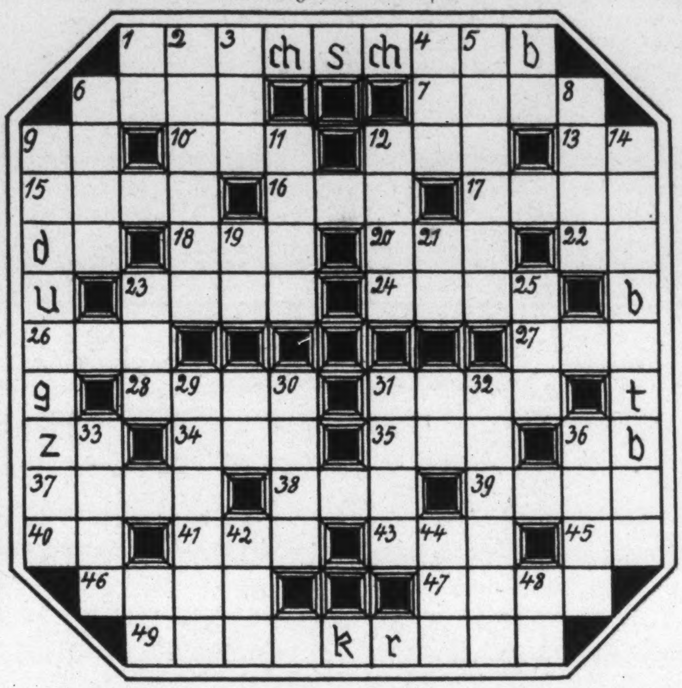
Rössel-sprung

	kunsts-	jung,	im-	sinn	rech-	
was	liegt	und	be-	ist.	mer	des
zu-	stark,	dem,	■	le-	der	tigt
		bens	schön	in		

Scherzbilder-Rätsel



Kreuzwort-Rätsel



Waagerecht: 6. allgerm. Schriftzeichen, 7. Sitz des Denkvermögens, 9. Abkürzung vor Unterschriften auf amtl. Schriftstücken, 10. Nebenfluß der Donau, 12. Hausflur (obd.), 13. Spielkarte, 15. Tauwerk als Segeleinfassung, 16. Gebirge, 17. Behälter, 18. Schweizer Kanton, 20. Lebensbund, 22. Gottesbezeichnung bei semit. Völkern, 23. Gebetsschluß, 24. ital. Fluß, 26. Nebenfluß der Donau, 27. Brotaufstrich, 28. türk. Gewicht, 31. Mädchenname, 34. Nebenfluß des Rheins, 35. Windstoß, 37. Ruinen einer Stadt in S-Babylonien, 38. russ. Herrschertitel, 39. Schweizer Bergstock, 40. ägypt. Sonnengott, 41. Teil des Baumes, 43. Nebenfluß der Wolga, 45. wie 22, 46. Nebenfluß der Saale, 47. Blutgefäß, 49. landwirtschaftl. Begriff.

Senkrecht: 1. persönl. Fürwort, 2. Einziges, Seltenes (auch auf Menschen angewandt), 3. Hirsch der Arktis, 4. Zeitmesser, 5. Laubbaum (Mehrz.), 6. Ackergrenze, 8. Gesichtsteil, 11. im N. Test. Ort in Palästina, 12. Vorstentier, 19. Vorsilbe: wieder . . ., rück . . ., 21. chem. Zeichen für Helium, 23. Stadt Finnlands, 25. Verwandte, 29. Papageienart, 30. Beruf, 31. span. Fluß, 32. Ausdruck beim Vorsport, 33. letzte Wohnstätte, 36. europ. Fluß, 37. ausgestorb. Wildrind, 42 japan. Geld, 44. gemauerte Uferstraße, 48. Gegner Luthers (ö = oe; ck = ein Buchstabe).

Die Reihen 1, 9, 14, 49 ergeben mit den vorhandenen Buchstaben ein Wort einer in Schulfragen führenden Persönlichkeit des Dritten Reiches. Auch der Name wird genannt.

Rätsel-Steinchen

keit	orien	rzieh	
achtde	hrene	mehra	rpers
lsthe	önlich	tdiem	undle

Werden die Rätselsteinchen richtig geordnet und die Buchstabengruppen hernach richtig getrennt, so ergibt sich ein Wort von Fritz Wächtler.

Verlag der „Reichs-Elternwarte"
Heinrich Beenken, Berlin SW 19, Wallstr. 17/18.
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19.

Aufnahme: Möller-Crivitz